

Ausgabe 2011

Germany
5 EUR



REPORTER REISEN Ortenau_Schwarzwald_Strasbourg



...UND WO ZUM KUCKUCK IST
DIE ORTENAU?

Eine neue Definition der Spül-, Reinigungs- und Desinfektionstechnik



Für hygienisches Spülen, Reinigen und Desinfizieren braucht man nicht mehr Wasser und mehr Energie, sondern mehr Köpfchen – das ist der Ansatz von MEIKO. Vom kleinen Gläser-spüler über komplexe Spülanlagen bis zu Reinigungs- und Desinfektionsautomaten für Krankenhäuser und Heime entwickeln wir MEIKO Technologien kontinuierlich weiter. Dabei haben wir immer das Ganze im Blick: den Menschen, die Natur, die Ressourcen. Und darum können wir sagen:

MEIKO - Die saubere Lösung

EDITORIAL

DIE ORTENAU LIEGT AM ENDE DER WELT – ABER NUR FÜR DIE BEWOHNER VON REKOHU

Wenn Simplizissimus durch den Wasserspiegel des Mummelsees über den Mittelpunkt der Welt hinaus bis zur gegenüberliegenden Seite getaucht wäre, dann wäre er östlich von Neuseeland irgendwo im Südpazifik herausgekommen.

Wenn man sich dorthin begibt, auf ein Inselchen, das die Eingeborenen Rekohu nennen, und dort nach dem Ende der Welt fragt, dann erfährt man es. Am Ende der Welt ist für die Menschen dort die Ortenau.

Mit den Stichworten Schwarzwald und Strasbourg ist schnell erklärt, wo die Ortenau ist. Manchmal ist das nämlich noch bitter nötig. Natürlich nicht, wenn Sie Focus, Playboy oder die BUNTE aus dem Burda Verlag lesen, wenn Sie schon einmal im Europa-Park waren, wenn Sie mit UHU oder Tesa kleben, Vivil lutschen, Duravit benutzen, in einem Weber-Haus wohnen, mit einem Bürstner-Wohnmobil durch die Gegend fahren oder sich Ihren Bugatti hier veredeln lassen. Und schon grad gar nicht, wenn Sie Weinkenner sind.

Der Rhein ist längst wieder, was er jahrhundertlang war, Nahtstelle und nicht Grenze. Die Ortenau und die Europastadt Strasbourg ergänzen sich bestens. Mit fast einer Million Einwohner, 500.000 Arbeitsplätzen und 60.000 Studenten ist hier das Zentrum der trinationalen Metropolregion Oberrhein.

Im Umkreis von einer Autostunde treffen Sie auf viele Sterneköche – und auf über einhundert Museen. An den Oberrhein reisen jedes Jahr fast ebenso viele Menschen wie in die Toskana. Junge Familien finden bezahlbare Grundstücke und Häuser. Dazu kommen eine hohe Beschäftigungsquote und eine niedrige Kriminalitätsrate. Und eine „richtige“ Großstadt? Wer die wirklich mal braucht: In gerade mal gut zwei Stunden sind Sie in Paris.

Eine Gegend, in der Arbeit und Leben befreundet sind, die geprägt ist vom innovativen Unternehmertum des Mittelstandes. Ohne die hiesigen Tüftler hätten wir kein Fahrrad und hätte das Spaceshuttle nicht funktioniert. Gäbe es kein sauberes Geschirr in den Hotels der Welt. Nicht Gottschalks Goldbären. Keine Tunnel in den Alpen. Keine Spezialpapiere. Keine Kirschen für Mon Chérie. Keine Langholztransporter. Keine SMART-Türme.

Nehmen Sie sich für die Reportagen dieses Heftes eine Auszeit und hören Sie einmal ausnahmsweise nicht auf den österreichischen Schriftsteller und Kulturkritiker Karl Kraus, der schon vor einhundert Jahren fragte: „Wo nehme ich nur all die Zeit her so viel nicht zu lesen?“

*Manfred Hammes
Philipp Maußhardt*

INHALT

3 Editorial

IMPRESSIONEN

6 Bilderstrecke. Aus der Ortenau
FREIZEIT

14 Halleluja auf der Achterbahn.
Im Europa-Park Rust kümmern sich
zwei Pfarrer um den Seelenfrieden
der Besucher



KULTUR

18 Der Herr der Dosen. Sprayer – legale
wie illegale – stehen auf Farben aus
der Ortenau

WIRTSCHAFT

**20 Wo Arbeit und Leben befreundet
sind.** Zwischen Schwarzwald
und Rhein liegt eine der stärksten
Wirtschaftsregionen Deutschlands

24 Aus rund mach eckig. Holz ist
ein traditioneller und moderner
Rohstoff

ALLTAG

28 Die Dorfbrätsch. Wie die Einwoh-
ner von Kappelrodeck täglich
die neusten Nachrichten erfahren

AUSBILDUNG

**32 Kaderschmiede nicht nur fürs
Stahlwerk.** Wer bei der BAG
ausgebildet wurde, hat beste Karten
auf dem Arbeitsmarkt

ARBEIT

**36 „Arbeitsmarktmonitor
als bundesweites Modell“**
Den AMON erklärt
Bärbel Höltzen-Schoh

LEBENSART

38 Der gute Geist vom Kinzigtal.
Die Ortenau ist Deutschlands
hochprozentigste Landschaft

ALLTAG

**40 Immer schönes Wetter in Hof-
stetten.** Eine Woche in einem
der kleinsten Dörfer der Ortenau

50 Offenburg 21. Wie die sanfte
Stimme einer Nonne die der Bahn
das Fürchten lehrte

KUNST

52 „Bomben, bomben.“
Interview mit dem Künstler
Stefan Strumbel

VERKEHR

54 Komm mal rüber. Der Rhein trennt
Deutsche und Franzosen heute
nicht mehr

FREIZEIT

56 Zehn Tipps

ARCHITEKTUR

68 Liebe in Stein gehauen.
Das Strasbourger Münster:
Baustelle vom ersten Tag an

LEUTE

74 Fingerspitzengefühl.
Blinde Vorleserinnen

SICHERHEIT

76 Der etwas andere Polizist.
Der Kehler Kripochef
Günther Weiss gehört zur Volks-
gruppe der Sinti und Roma

GESCHICHTE

80 Gegen das Vergessen im Kinzigtal.
In einem Bergwerk sollten
kriegsentscheidende Waffen
gebaut werden

LEBENSART

82 Paradies für Weinliebhaber.
Riesling und Spätburgunder sind
die Renner

86 Die Sache mit dem Plop.
Der Ort heißt Kork. Was liegt näher,
als Korken zu sammeln

LEUTE

**88 „Gedankenloses Essen ist
schrecklich.“ Interview mit
Ortenau-Fan Wolfram Siebeck**



NATUR

90 Der fliegende Diamant. Im Natur-
schutzgebiet Taubergießen lebt
der sagenumwobene Eisvogel



MODE

94 Stich für Stich. Burda und
Offenburg gehören zusammen
wie Nadel und Faden.
Besuch im Burda-Nähclub

MEDIEN

98 Mut zur Kleinheit. Neue Medien –
was ist das, fragt man sich bei
Baden-Württembergs kleinster
Zeitung

ENERGIE

**102 Der Strom, der aus dem Holz
kommt.** Regenerative Energien
sind im Schwarzwald schon seit
langem im Einsatz

LEUTE

106 Vom Grün weithin behaust. Der
Schriftsteller José F. A. Oliver schrieb
eine Liebeserklärung an die Ortenau

108 Ein starker Typ. Otto Grimmig hat
den Schollenhof zu einem Projekt
für Behinderte ausgebaut.

GESCHICHTE

112 Kein König von Deutschland.
Philipp Jakob Siebenpfeiffer aus
Lahr ist der Vater der modernen
Pressefreiheit

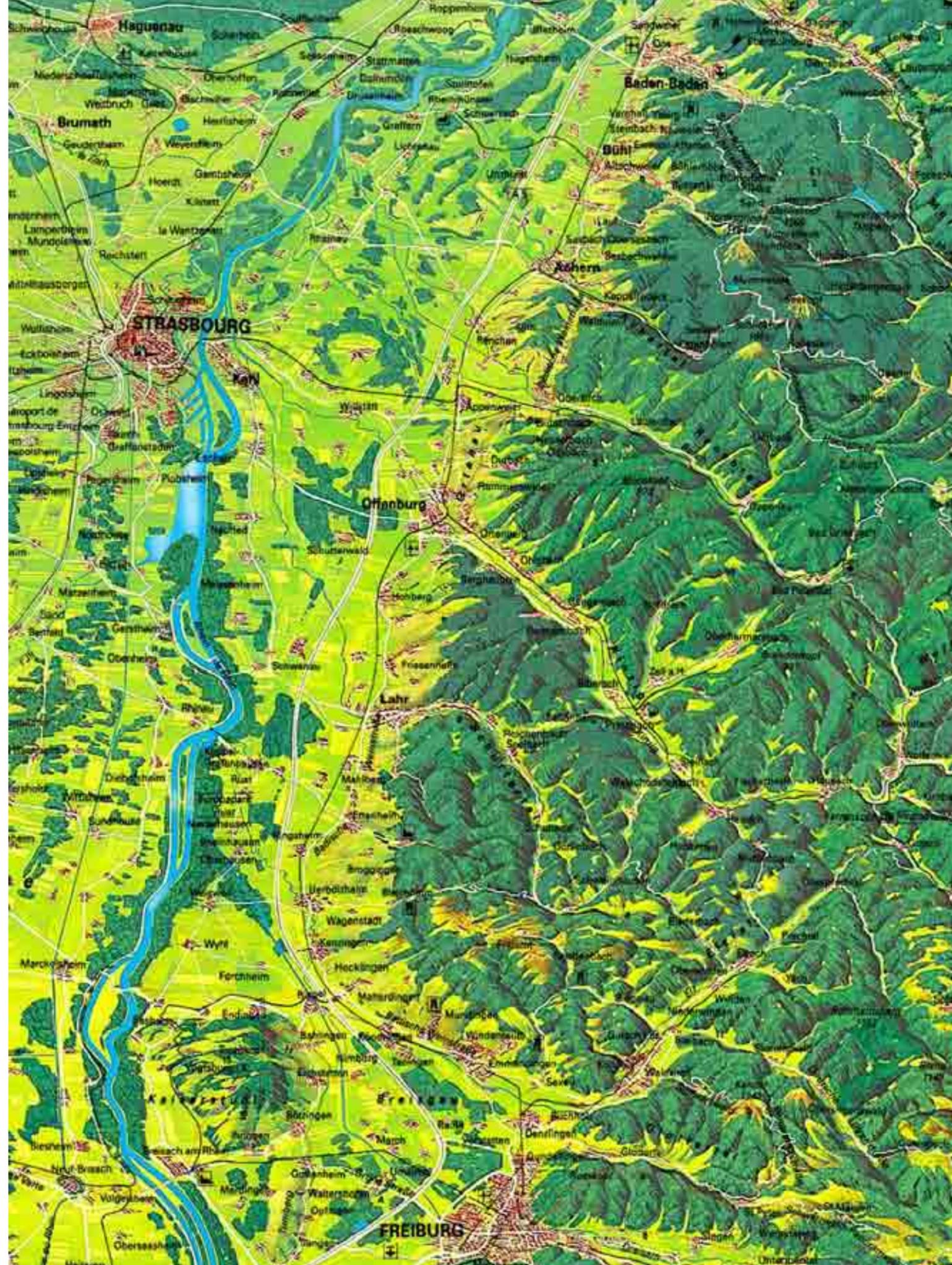
LEUTE

114 Es menschelt in Lauf.
Mit 19 Jahren im Gemeinderat,
mit 26 Jahren Bürgermeister:
Oliver Rastetter

116 Ein Mann geht in die Luft. Einen
Hubschrauber bauen und abheben,
Bernhard Huschle hat es einfach
getan

**118 „Wir haben andere Sorgen als
Nichtrauchergesetze.“** Tabak und
die Ortenau – ein abschließendes
Gespräch

120 Impressum/Autoren





Schloss Ortenberg am Eingang zum Kinzigtal; es gab der Region ihren Namen. Man muss schon weit suchen, um einen schöneren Platz für eine Jugendherberge zu finden.



Schwerindustrie und Naturschutz – passt das zusammen? Die Badischen Stahlwerke in Kehl gelten selbst Umweltorganisationen als „vorbildlich“.



Ökologie und Landwirtschaft sind in der Ortenau oft ein einziger Begriff. Artgerechte Tierhaltung gehört mit dazu.



Der Rhein: von der Grenze zur Nahtstelle.

Die Pflimlin-Brücke südlich von Strasbourg verbindet seit 2002 das deutsche mit dem französischen Ufer. Benannt wurde sie nach dem elsässischen Politiker Pierre Pflimlin, der sich nach dem zweiten Weltkrieg stark für die deutsch-französische Freundschaft einsetzte.



Foto: Michael Bode

Nicht das alltägliche Night-light in Offenburg.



Mit  war alles anders.



- Jauchzen und Frohlocken liegen im Europa-Park dicht beieinander. Norwegische Stabkirche in Sichtweite zum Riesenrad.

HALLELUJA AUF DER ACHTERBAHN

Im Europa-Park arbeiten zwei Diakone im Dienste Gottes. Im täglichen Trubel trauen sie Paare und taufen Kinder.

Text **Holger Fröhlich** Fotos **Julia Grudda**



- Der katholische Diakon Andreas Wilhelm tauft die kleine Yaisha in der Kapelle.

Über dem Altar hängt Jesus, der Sohn Gottes; auf dem Altar ein Bild von Franz Mack, dem Vater des Europa-Parks, der vor kurzem verstorben ist. Gemeinsam blicken sie in die Kapelle, in der gleich Bernardo und Yaisha getauft werden. Im Hintergrund donnert eine Achterbahn. Die Kapelle steht im Hotel Santa Isabel, das Personal trägt Mönchskutten.

ANDREAS WILHELM, DER KATHOLISCHE DIAKON, tippt sein Smartphone stumm und betritt die Kapelle, die mit ihren wenigen Bankreihen kaum größer ist, als die finnische Sauna im fünften Stock des Hotels. Er legt das Portrait des Gründervaters samt Trauerschleife in eine Schublade. Heute wird gefeiert, eine Taufe soll fröhlich sein.

„LEBE DEINEN TRAUM“ war das Motto von Franz Mack. Diakon Wilhelm und seinem evangelischen Kollegen Martin Lampeitl

gefällt das Credo. Im Namen des Europa-Parks – und natürlich im Namen Gottes – taufen und vermählen sie Besucher. 50 Hochzeiten und 15 Taufen machen sie im Jahr in der Kapelle oder in der norwegischen Stabkirche, direkt neben der Riesenschaukel Vindjammer, in der Nähe der Wildwasserbahn Atlantica-Dusche. „Wir wollen hier keinen Las-Vegas-Effekt“, sagt Andreas Wilhelm über seine Arbeit in einem Erlebnispark, dem beliebtesten Tourismus-Ziel Deutschlands – nach dem Kölner Dom. Wilhelm hat seine Arbeitskleidung angelegt: purpurne Stola auf weißem Umhang. Die Taufgesellschaft betritt die Kapelle mit Ausfallschritten, um nicht über die Türschwelle zu stolpern, die extra hinderlich angebracht wurde, damit Bräutigame ihre Bräute darübertragen können. Das soll Glück bringen. Bernardo, der Täufling, weint noch immer. Martin Lampeitl, der evangelische Diakon, sitzt neben Wilhelm und spielt

Gitarre. Er trägt zivil. Der graue Kaschmir-Pullover versteckt eine Krawatte; ein Ansteck-Schild verrät seinen Namen und dass er Deutsch und Englisch spricht. In seiner Jugend hat er im schwäbischen Reutlingen das autonome Jugendzentrum Zelle gegründet. Heute spielt er versunken zum Einlauf der Taufgesellschaft.

WILHELM, DER EHEMALIGE MILITÄRSEELSORGER, steht neben ihm und unterhält die Gesellschaft mit der professionellen Gutgelauntheit eines Volksmusik-moderators. „Grüezi“, begrüßt er die Schweizer Großeltern von Bernardound Yaisha, die aus Bern angereist sind. Eigentlich hatten sie den Schweizer Zirkuspfarrer Ernst Heller gebucht, doch der war verhindert und Andreas Wilhelm sprang ein. Die Kinder sind ein Jahr alt. Ihre Väter sind Unternehmer und die Mütter ehemalige Schönheitsköniginnen aus Brasilien und der Dominikanischen >>



→ Eingang zur Kapelle im Themenhotel Santa Isabel.

„WARUM ICH DAS HIER MACHE? WEIL ICH ÜBERZEUGUNGSTÄTER BIN. SIE MÜSSEN ÜBERZEUGUNGSTÄTER SEIN ALS CHRIST.“



→ Getauft im Park.

Republik. Yaisha trägt ein weißes Kleid und Bernardo einen schwarzen Anzug, mit dem er auf dem Schoß seines Vaters ein wenig aussieht wie eine Bauchrednerpuppe. Beide Paare sind unverheiratet. „Aber das kommt noch, haben sie mir versprochen“, beteuert Wilhelm. Die Väter sind dicke Freunde. Bernardo weint noch immer.

Diakon Wilhelm reicht ihm ein Lamm aus dem Krippenspiel, der Junge zerrt an den Filzbeinchen und sein Vater schaut zu. Endlich sitzen alle dicht gedrängt und Lampeitl stimmt die Hymne an: „Jetzt geht es los. Herzlich willkommen im Europa-Park.“ Wilhelm schürzt die Lippen, als degustiere er einen edlen Messwein, und wippt im Takt, beständig lächelnd. Fast könnten die beiden auch Entertainer in einer Europa-Park-Show sein. Doch genau das wollen sie nicht. Sie wollen nicht sein wie ihre Kollegin, die Euromaus, die bereits seit fünf Stunden auf den Beinen ist und dauernde Heiterkeit versprüht. Deshalb stehen sie auch nicht auf der Gehaltsliste des Parks, sondern werden für die halbe Stelle von ihren Kirchen bezahlt. Für Wilhelm ist das eine Win-win-Situation. Für den Park schaffen die Seelsorger emotionale Momente und damit etwas, an das sich die Besucher erinnern werden; für ihre Kirchen fangen sie versprengte Schäfchen ein. Lampeitl nennt sie „die treuen Kirchenfernen“. Wilhelm und Lampeitl sind ein bewährtes Team: Zehn Jahre waren sie zusammen Seelsorger im Herzzentrum Lahr. Das hat sie über jeden konfessionellen Zwist erhaben gemacht.

GRÜNDERVATER MACK HAT GERN PAPST JOHANNES XXIII ZITIERT, der sagte: „Es ist kein Blumenbeet zu schade, um sich ein Karussell darauf zu bauen.“ Für die beiden Theologen ist kein Vergnügungspark zu schade, um eine Kirche darauf zu bauen. „Theologisch niederschwellig“ nennt Wilhelm seine Botschaften im Europa-Park und meint damit, dass Gott auch im Banalen wohnt. Es müsse für ihn nicht immer schwere Predigt sein, ein kleiner Plausch wirke auf ganz anderem Wege. Er erlebe hier oft eine überraschende Offenheit und Tiefe im Gespräch mit

Fremden. Da setzt er an. Er will Impulse geben, über den eigenen Glauben nachzudenken, einen neuen Zugang zu Gott zu finden. „Ich möchte wie Sauerteig wirken“, sagt er.

Als Jugendlicher wollte Wilhelm zum Diplomatischen Dienst, stattdessen landete er als Seelsorger bei der Bundeswehr. Er trägt einen goldenen Ehering und eine goldene Uhr. Die Gläser seiner randlosen Brille färben sich braun in der Sonne. In ihrem Zweiergespann ist er der Strategie.

MARTIN LAMPEITL IST „DER NARR GOTTES – im Sinne von Voltaire“. Im Gespräch stellt er sich die Fragen selbst. „Warum ich das hier mache? Weil ich Überzeugungstäter bin. Sie müssen Überzeugungstäter sein als Christ.“ „Wo ist meine Grenze? Bei Halloween, das wird’s mit mir hier nicht geben.“ Die zweite Hälfte der Woche arbeitet der evangelische Diakon als Lehrer für Sterbebegleitung an einer Altenpflegeschule.

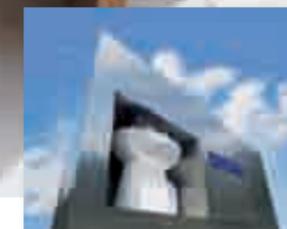
In der Kapelle hat Diakon Wilhelm wieder das Wort ergriffen. Wenn Wilhelm „gütiger Gott“ oder „allmächtiger Herr“ in den Redefluss wirft, klingt das eher beiläufig. Unterhaltung und Religion greifen ineinander. Als er Yaisha das Kreuz auf die Stirn malt, beginnt ein paar hundert Meter weiter gerade die Show Bamboe Baai „mit atemberaubender Akrobatik“, und Bernardo weint. Zum Schluss dürfen alle Fotos machen. Yaishas Opa stützt sich mit einem Fuß auf die Kirchenbank, der Rest drängt sich um die Kinder, und mittendrin steht Diakon Wilhelm, der mit dem Heiligenschein der Mutter Gottes um die Wette strahlt. So steht er auch noch, als die Kinder weg sind und nur noch eine Oma den Raum fotografiert. Über ihnen schweben die jazzigen Klänge Martin Lampeitls. Bernardo hat aufgehört zu weinen. The show must go on.



BLUE MOON POOL. DIE FREILUFTSAISON IST ERÖFFNET.

Blue Moon by Jochen Schmidtem

Erleben Sie bestes Bad-Design dort, wo es herkommt – im neuen Kommunikations- und Ausstellungscenter der Duravit AG, entworfen von Architekt und Designer Philippe Starck. Auf fünf Etagen dreht sich alles rund ums Bad: von Historie über Materialien bis zur großen Ausstellung von Duravit Sanitärkeramik, Badmöbeln, Wannen und Accessoires. Duravit AG, Werderstraße 36, 78132 Hornberg, www.duravit.de



Vereinbaren Sie Ihren Termin zum kostenlosen Probekbaden! Geöffnet Mo – Fr 8 – 19 Uhr, Sa 12 – 16 Uhr, Telefon 07833 70 114 und unter designcenter@duravit.de

DER HERR DER DOSEN



– Jürgen Feuerstein übernahm den Farbenbetrieb seines Vaters. Heute liefert er seine Spraydosen in rund 50 Länder.

Für die Kunst ist Jürgen Feuerstein ein Glücksfall. Für die Bahn ist er ein Problem.

Text **Jonas Nonnemann**

♦ **JÜRGEN FEUERSTEIN (44), CHEF DER FIRMA BELTON MOLOTOW IN LAHR, BELIEBTE KUNDEN, DEREN ZIEL ES IST, DIE WELT ZU VERSCHÖNERN** – ob das der Welt passt oder nicht. Feuerstein verkauft rund zwei Millionen Sprühdosen im Jahr, mit denen Hauswände und ganze Flotten von ICEs, Regionalzügen und Güterwaggons besprüht werden. Allein der Sachschaden für „Vandalismus“ bei der Bahn wird auf jährlich rund 50 Millionen Euro geschätzt. 2009 erstattete die Bahn mehr als 26.000-mal Anzeige.

„**WIR FÖRDERN LEGALE KUNST**“, Feuerstein greift sich in die gegelten Haare, die wie ein Spoiler nach vorne zeigen. Er fühlt sich nicht verantwortlich für das, was seine Kunden mit den Dosen anstellen. Jedenfalls nicht für den illegalen Einsatz. Feuerstein ist Kunstförderer: Street Art sei längst in der etablierten Szene angekommen. Vor sechs Jahren organisierte Feuerstein in Lahr die größte Graffiti-Ausstellung der Welt. Sprüher konnten plötzlich Geld verdienen mit Werken, für die sie vorher polizeilich gesucht wurden. „Rund 500 Writer verkaufen heute in Galerien“, schätzt Feuerstein.

Nach der Schule machte Jürgen Feuerstein eine Lehre in einem Farbengeschäft und ging dann zurück ins Unternehmen seiner Eltern. „In meiner Jugend hat Lahr geblüht“, schwärmt Feuerstein, „da war viel mehr

– Eindeutig Kunst: Graffiti an einer Berliner Mauer.

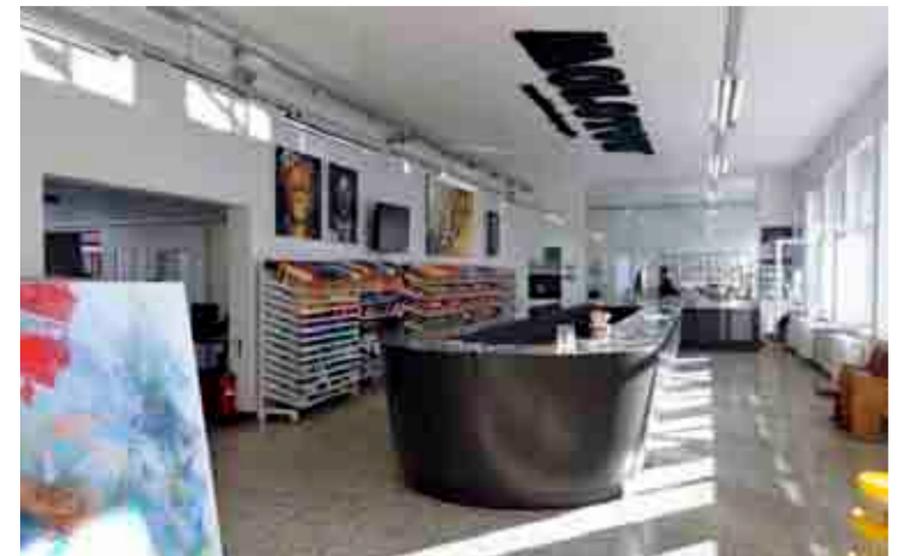


los als heute.“ Denn auch der väterliche Betrieb profitierte von den kanadischen Besitzern. Im Hof mischten sie Tarnfarbe für die Panzer. Jürgen Feuerstein experimentierte zunächst mit Autolacken. Dann kamen die ersten Graffiti-Sprayer in den Laden und sagten: 'Mach doch mal was für uns'. Wieso nicht, dachte Feuerstein – und mischte Farbe, die nicht läuft und keine Spritzer macht. Heute liefert er an 480 Geschäfte in über 50 Ländern.

Der Mann läuft zügig, er hat sein Ziel im Blick. In diesem Fall die „Galerie K 31“. Seine Galerie. Das K stand früher für Kaserne, als noch 15 000 kanadische Soldaten in Lahr lebten. Heute steht es für Kunst.

„**TRIBUTE TO DARE**“ heißt die aktuelle Ausstellung. Es sind Widmungen an Sigi von Koeding aus Basel, Graffiti-Pionier und ehemals Kurator der Galerie K 31. Vor kurzem starb er an Krebs. Von Koeding stammt die Einschätzung, Graffiti sei nach der Pop Art „die erste neue, ernst zu nehmende Kunstbewegung“. Koeding, der es vom Straßensprayer zum anerkannten Künstler brachte, wird inzwischen in einem Atemzug mit Andy Warhol genannt.

SCHWER ZU SAGEN, WER SICH ÜBER DIESEN ERFOLG MEHR FREUT: Feuerstein, der Kunstliebhaber – oder Feuerstein, der Unternehmer. Belton Molotow füllt diese Marktlücke. „Wenn man etwas von Farben versteht ist es egal, ob man sie mit einem Pinsel aufträgt oder durch die Dose jagt“, sagt Feuerstein und zeigt stolz auf einen neuen Sechszentimeter-Marker. „Einige der Graffiti-Künstler“, weiß Feuerstein, „haben zwei Identitäten. „Nachts besprühen sie Züge, tagsüber malen sie Bilder.“ Nach einem Rechtsstreit mit der Bahn ließ Feuerstein einen Hinweis auf die Dosen drucken: „Use this can for art, not for vandalism“ (Benutze die Dose für Kunst, nicht für Vandalismus). Andererseits produziert die Firma Belton Molotow genau jene Utensilien, die illegale Sprayer wollen.



– Galerie K 31: „Ernst zu nehmende Kunstbewegung“.

Den Booster zum Beispiel, der Farbe über mehrere Meter Entfernung an Stellen sprüht, an die man nur schwer klettern kann. Manchmal rufe die Polizei bei ihm an, erzählt Feuerstein. „Wir haben ihre Dosen am Tatort gefunden.“ Die wollten dann wissen, ob man über die Produktnummern die Käufer feststellen könne. Feuerstein fasst sich an den Kopf. „Ist unmöglich bei diesen Mengen.“ Überhaupt sei die Polemik gegen Straßenkunst kontraproduktiv: „Wenn Politiker vor Wahlen gegen Graffiti hetzen, verkaufe ich gleich zwanzig Prozent mehr.“

WO ARBEIT UND LEBEN BEFREUNDET SIND

In einem der schönsten Landstriche Deutschlands sind viele Weltmarktführer zuhause. Ein beispielhafter Blick, wie sich Tradition und Hightech die Hand reichen.

Text **Anna Hunger**

Man würde sich nicht wundern, wenn das Klo auch noch sprechen könnte. Isabella Wehrle kniet, dunkel gekleidet und sichtbar schwanger, vor einer weißen Toiletenschüssel. Sie führt die Sitzheizung vor, zeigt die Innenbeleuchtung der Kloschüssel, demonstriert die Hebe- und Schließelektronik der Brille. „Jetzt wird's delikat“, sagt sie und drückt auf einen weiteren Knopf der silbernen Fernbedienung. Eine silberne Düse fährt mit freundlichem Surren aus der Rückwand und versprüht Wasser. Wer auf diese Toilette geht, muss nur das kleine oder große Geschäft selber machen. Alles andere übernimmt die Technik. Die Hightech-Toilette ist nicht das einzige Produkt aus der Ortenau, das dem Rest der Welt ein Stückchen Schwarzwald beschert. Die Ortenau ist das wirtschaftliche Zentrum am Oberrhein. Kleidung aus der Region wird in Kasachstan getragen,

Bonbons aus der Ortenau werden auf Zypern gelutscht, Bohrer aus der Ortenau fräsen Löcher durch die Alpen, wenn in Kanada, Brasilien oder dem Schwarzwald Langholztransporter gebraucht werden, kommen die wahrscheinlich von DOLL Fahrzeugbau in Oppenau. Dabei klingt Ortenau eher nach früh ins Bett und morgens auf den Berg, als nach Innovation und Internationalität. Es gibt Metzgereien, die „Adler“ heißen, und Menschen, die sonntags im „Wilden Mann“ zu Mittag essen. Die Häuser in den kleinen Gemeinden, die sich an die Hänge krallen, sind häufig aus Fachwerk, mit grünen Fensterläden und Schornsteinen, die in den nebligen Himmel rauchen. Hier machen Familien Urlaub auf dem Bauernhof, bei Landwirten, die noch „Neger“ sagen, ohne es böse zu meinen, und wohnen auf Höfen, auf denen die Milch direkt von der Kuh kommt. Wenig zu tun mit dieser Postkartenidylle hat das **DURAVIT-DESIGN-CENTER**. In den

DURAVIT

EIN STILLES ÖRTCHEN
- Bäder von Duravit findet man überall. Den Firmensitz in Hornberg schmückt die größte Kloschüssel der Welt.



Ausstellungsräumen riecht es nach neu, und die Kloschüsseln sind so blank geputzt, dass man Suppe aus ihnen löffeln könnte. Es gibt aufwendig designte und einfache Toiletten, welche für Erwachsene und welche für Kinder, breite und schmale, hohe und niedrige. Das kleinste Klo steht bei Duravit in einer Vitrine für Souvenirs und kostet sechs Euro. Das größte ist unbezahlbar und in die Außenfassade der Firma eingebaut: Eine Aussichtsplattform – entworfen von dem Star-Designer Philippe Starck. Die Firma Duravit, die in ihrem Logo mit einem stilisierten Auerhahn wirbt, gibt es seit 1817. Damals produzierte Georg Friedrich Horn in Hornberg Waschsüsseln und Kannen aus Steingut. Heute hat sich das Badezimmer von der Nasszelle zum Wellness-Tempel entwickelt und die Firma Duravit zu einem weltweit agierenden Unternehmen. Rund 300 Millionen Umsatz im Jahr macht der Badezimmersausstatter mit 13 Werken auf der ganzen Welt. In Japan, Südafrika oder Dänemark werden die Produkte vertrieben, die in Hornberg, einem Ort mit knapp 4.500 Einwohnern, hergestellt werden.

DIE ORTENAU IST 60 KILOMETER LANG, 30 Kilometer breit und mit 1.861 Quadratkilometern ein bisschen größer als London. In Baden-Württembergs größtem Landkreis leben rund 420.000 Menschen. Die Touristiker werben mit dem „mediterranen Klima“ und die Wirtschaftsförderer mit dem Slogan „Wo Arbeit und Leben befreundet sind“ zurecht. Dabei wird hier nicht gearbeitet – hier wird geschafft, wie es der sprichwörtliche Brunnenputzer getan hat. Die Arbeitslosigkeit ist seit Jahren so niedrig, dass sie eher Vollbeschäftigung heißen müsste. Dennoch werden technische Fachkräfte und Auszubildende für die zukunftsreichen Metall- und Medienberufe gesucht.

EINER DER GRÖSSTEN ARBEITGEBER der Region ist der **EUROPA-PARK** in Rust mit rund 3.000 Beschäftigten. Er ist der größte Freizeitpark Deutschlands, der Silver Star die höchste Achterbahn Europas. Jährlich strömen mehr als vier Millionen Besucher an der großen Statue des Parkmaskottchens, der Euro-Maus, vorbei.

Und dann natürlich **HUBERT BURDA MEDIA**, mit 1,7 Milliarden Euro Umsatz einer der großen deutschen Medienkonzerne. **EINER DER KLEINSTEN BETRIEBE** in der Ortenau gehört Gabriele Aberle in Gutach. Sie fertigt ein Produkt, das den Schwarzwald schlechthin symbolisiert und das selbst Amerikaner und Chinesen kennen: den Bollenhut. Schon ihre Großmutter hat diesen Kopfschmuck gefertigt, danach ihre Mutter und seit drei Jahren ist sie es, die die schwere Kopfbedeckung näht. Gabriele Aberle findet es ärgerlich, dass der Bollenhut mittlerweile ein Markenzeichen für den Schwarzwald ist wie der Tiger für Esso oder George Clooney für Kaffeemaschinen. Der Bollenhut, sagt sie, sei eine ernst zu nehmende Tracht und nicht zur Herkunftsbestimmung auf Bierflaschen geeignet. Ihr ist es ernst mit der Tradition. Deshalb fragt sie jeden Fremden, der einen ihrer 250 Euro teuren Hüte bestellt, wozu er ihn haben will. Für Ausstellungen fertigt sie gerne Hüte, zum An-die-Wand-hängen gerade noch. Aber bei der Vorstellung, dass ihre Bollenhüte als Karnevalskostüm benutzt werden, wird sie ganz grantig. Der Großvater wollte damals ein Patent auf den Hut anmelden, erzählt sie. „Aber den kann man nicht schützen.“



BOLLENHUT

STEHT JEDER FRAU
- Der Bollenhut ist zum Markenzeichen des Schwarzwalds geworden. Er wird noch immer traditionell von Hand gefertigt.



DOLL

KEINE LAST ZU SCHWER
- Die Langholzhänger aus Oppenau rollen auf allen Kontinenten.

Zwischen Großunternehmen und Mini-Werkstätten lebt die Ortenau vor allem vom Mittelstand. Viele Metallverarbeitungsbetriebe und Logistikfirmen sind in der Ortenau angesiedelt – dank der Nähe zu den Nachbarn Frankreich und Schweiz und dank des Rheinhafens in Kehl und des Black Forest Airport in Lahr, dem größten Industriegebiet in Baden-Württemberg.

Die Firma **HERRENKNECHT** hat gerade zwei 57 Kilometer lange Tunnelröhren durch den Gotthard gebohrt. Ihre Tunnelbohrmaschinen finden sich auf der ganzen Welt. Das Unternehmen mit Sitz in Allmannsweier im südbadischen Schwanau ist Weltmarktführer bei Großbohrgeräten für Tunnel.

Auch Medien- und Informationstechnik sind stark vertreten. Die Hochschule in Offenburg hat eine eigene Fakultät. Es gibt 130 Werbe- und Marketingagenturen, 250 Hard- und Software-Unternehmen und 150 Druckereien. Heute versorgt der Burda Verlag in Offenburg Millionen Leser mit Nachrichten und Unterhaltung.

Die vielfältige Produktpalette der Firma **TESA KLEBSTOFFE** beinhaltet Produkte zum Versiegeln von Flugzeugtüren ebenso wie Klebestreifen mit Abroller für den Schreibtisch. Der **SÜSSWARENHERSTELLER VIVIL** produziert seit 1920 in Offenburg und vertreibt Pfefferminzbonbons, Hartkaramellen mit und ohne Zucker, Kaubonbons und Dragées in mehr als 30 Länder. Das Pfefferminzbonbon hat August Müller kurz nach der Jahrhundertwende auf einem Exerzierplatz erfunden, als er sich nach einer Erfrischung sehnte. Vivil ist ein Familienunternehmen – wie viele im Schwarzwald.

Aus Oberkirch, im Renchtal zwischen Offenburg und Appenweier, kommt seit 200 Jahren und in der achten Generation das Papier der **KOEHLER PAPER GROUP**. Die Marke Koehler kennt zwar kaum jemand, dafür halten viele Deutsche und

viele Amerikaner vermutlich mehrmals am Tag eines ihrer Produkte in der Hand. Koehler, Jahresumsatz über 500 Millionen Euro, produziert Thermopapier, auf Rollen, die über schnaufende Riesenwalzen fließen und in die zwei Sumoringe passen würden. Weltweit werden auf Thermopapier aus der Ortenau Kassenzettel gedruckt, Flugtickets, Parkscheine und die Aufkleber, die Obst- und Gemüsewaagen in Supermärkten ausspucken.

DER INDUSTRIESTÄRKSTE KREIS AM OBERRHEIN IST ZUGLEICH DER WALDREICHSTE.

DIE ORTENAU IST TROTZ ALLER WELTMARKTERFOLGE auch ein gemütlicher Landkreis. Die Geschäfte in den Dörfern haben mittwochnachmittags geschlossen und um halb sieben wird im Tante-Emma-Laden das letzte Ei verkauft. Danach wird es dunkel in der Businessregion. Dann kriecht die Nacht langsam die Stämme der Schwarzwaldtannen herunter, legt sich über die „Adler“-Metzgereien und die Häuser in den kleinen Gemeinden, die wie schlafende Hunde in den Tälern liegen. Im Design-Center der Firma Duravit, im dritten Stock, auf der Toilette hinten links, schimmert ein bläulicher Schein aus der Schüssel der „Senso Wash Starck 3“. Das Nachtlicht für die Ortenau.



TESA

HÄLT DIE WELT ZUSAMMEN
~ Landschaftliche Schönheit und beste Verkehrsanbindungen gehen in der Ortenau auf einen Nenner. Von hier kommen Marken mit Weltklang.



KOEHLER PAPER GROUP

SCHWARZ AUF WEISS
~ Das Thermopapier aus der Ortenau rollt aus vielen Kassen dieser Welt. Das Unternehmen wird in der achten Generation geführt.

HERRENKNECHT

MIT DEM KOPF DURCH DIE WAND
~ Kein Stein zu hart, kein Berg zu hoch: für die Tunnelbohrmaschinen von Herrenknecht gibt es kein Halten. Auch der längste Tunnel der Welt, der 57 Kilometer lange Gotthardtunnel, wurde mit den gigantischen Bohrern aus der Ortenau durchstoßen.



VIVIL

ERFRISCHUNG GEFÄLLIG
~ August Müller sehnte sich vor mehr als 90 Jahren nach einem Erfrischungsbombon – und erfand Vivil. Wie viele andere Unternehmen in der Ortenau ist es auch heute noch ein Familienunternehmen.



MARKTFÜHRER AUS DER REGION

Hubert Burda Media
Reichweitenstärkster Zeitschriftenverlag in Deutschland mit 77 Magazinen und rund 80 Prozent Reichweite. 226 Magazine in elf Staaten. Dazu Burda Moden in 90 Staaten und 17 Sprachen.

Badische Stahlwerke
Eines der leistungsfähigsten Elektrostahlwerke der Welt. Produktion: Betonstahl und Walzdraht.

Bürstner
Marktführer Reisemobile (in der Hymer-Gruppe).

DOLL Fahrzeugbau
Weltmarktführer Catering-Trucks und Marktführer Holz- und Spezialfahrzeuge.

Duravit
Marktführer innovative Design-Lösungen für das Bad.

Erdrich Umformtechnik
Marktführer spanlos umgeformte Bremskolben. Ganzheitlicher Dienstleister in der spanlosen Umformung.

Europa-Park
Deutschlands größter Freizeitpark. Parkscout-Award: „Freizeitpark des Jahres“.

Fischer Group
Weltweit führender Anbieter von Edelstahl-Rohren für Branchen wie Luft- und Raumfahrt, Solar- sowie Haushaltsgerätektechnik.

GlaxoSmithKline
Täglich 12 Millionen Euro Forschungsinvestitionen.

Herrenknecht
Weltmarktführer Tunnelvortriebsmaschinen.

Hilzinger
Das Ortenauer Unternehmen mit der höchsten Ausbildungsdichte: z.B. 27 Prozent Azubis allein im Werk Willstätt. Fenster- und Türenhersteller mit europaweit 13 Produktionsstandorten.

Janoschka
Führendes pre-press Netzwerk in Europa – Lösungen für flexible Verpackungen.

Karl Knauer
Mehrfachpreisträger aus der Verpackungsindustrie. Materialien aus umweltverträglicher Waldwirtschaft.

KASTO
Technologieführer beim Sägen und Lagern von Metall-Langgut und Blech.

Kronen Nahrungsmitteltechnik
Einer der weltweit führenden Lieferanten für die Catering-, Convenience-, Feinkost- und Lebensmittelindustrie für Salat-, Gemüse- und Obstverarbeitung.

Ladog-Fahrzeugbau
Führender Anbieter von Schmalspurfahrzeugen für Wegreinigung und Winterdienst.

LuK
Führender Automobilzulieferer. Weltweit jeder vierte Neuwagen mit einer LuK Kupplung. Rund 1500 Mitarbeiter in F&E.

MAJA-Maschinenfabrik
Hersteller von Fleischbearbeitungs- und Scherbeneis-Maschinen. Weltweit 30.000 Maschinen im Einsatz.

MEIKO Maschinenbau
Einer der Weltmarktführer für gewerbliche Spülmaschinen (Hotels, Krankenhäuser, Mensen); größter deutscher Hersteller.

MULAG-Fahrzeugwerk
Führendes Unternehmen Spezialfahrzeugbau Flughafenvorfeld und Straßenunterhaltung.

Koehler Paper Group
Weltmarktführer von Thermopapieren (POF) und Bierdeckeln. Bedeutender Hersteller von Fein- und Spezialpapieren.

Otto Nussbaum
Einer der weltweit führenden Hersteller von Hebebühnen und Prüftechnik für Automobile. Spezialist für automatisierte Parksyste (Smart-Türme).

Peter Huber Kältemaschinenbau
Technologieführer für hochgenaue Temperiertechnik von -120°C bis 425°C in Maschinenbau und Laboren (Unistate).

Peterstaler
Kochsalzärmstes Mineralwasser in Deutschland. ÖKO-Test: sehr gut; Wasser-Sommelier Arno Steguweit: „Eines der besten Wässer der Welt.“

Printus
Über 1 Mio. Kunden allein in Deutschland. Führend im Fachvertrieb Bürobedarf.

PWO/Progress-Werk Oberkirch
Einer der weltweit führenden Entwickler und Hersteller von Metallkomponenten und Subsystemen für Sicherheit und Komfort im Automobil.

Streit Sägewerk
Mit über 360.000 Festmetern Jahreseinschnitt eines der größten Sägewerke in Baden-Württemberg.

UHU
Führender Klebstoff-Hersteller für den europäischen Verbraucher.

WeberHaus
Innovationsführer im ökologischen und energieeffizienten Hausbau.

WEISS automotive
Systemlieferant der Automobilindustrie für die Herstellung, Lackierung und Montage von Kunststoffanbauteilen: z.B. Porsche, Bugatti, Mercedes-AMG.

Zehnder
Einer der Marktführer der Heizkörperbranche und der kontrollierten Wohnungsbelüftungssysteme mit energieeffizienten Lösungen.

AUS RUND MACH ECKIG

Egal ob in Amerika, Skandinavien oder Asien: Holz wird als Rohstoff weltweit gebraucht – und immer beliebter. Die Technik für die Verarbeitung liefert das Familienunternehmen Linck aus Oberkirch.

Text **Esther Göbel** Fotos **Eric Vazzoler**

Alexander Franke redet sich warm. Er weiß, heute wird es wieder lange dauern. Er kennt die fragenden Blicke derjenigen, die zu Besuch in die Firma kommen und die bei Worten wie „Gatterbeschickungsanlage“ oder „kämmendes Profilieraggregat“ mit runzelnder Stirn vor ihm stehen, als erklärte er ihnen die Grundzüge der Relativitätstheorie. Die Menschen haben ja keine Ahnung. Für sie ist die Holzindustrie gleich Baum, Sägewerk, Brett – fertig. Aber für Franke, gelernter Förster und Ingenieur bei der Firma Linck, ist der Vorgang, wenn aus einem Baum ein Brett wird, dann doch etwas komplizierter. Deswegen sagt er in nachsichtigem Ton: „Keine Sorge, Sie müssen das auch nicht beim ersten Mal verstehen.“ Es regnet, als Franke über das Firmengrundstück führt. Auf dem Linck-Gelände herrscht wenig Betrieb, die Uhr zeigt



– Ingenieur Alexander Franke: So kompliziert wie die Relativitätstheorie.

kurz vor 16 Uhr, Schichtwechsel. In der Montagehalle ist es still. Keine Menschen, bloß raumhohe Maschinen, die wie rätselhafte Riesen wirken.

Linck produziert Maschinen für die Holzverarbeitung, die Firma ist der größte europäische Hersteller für Sägewerksanlagen. Linck hat Vertretungen in Frankreich, Schweden, Japan und Südafrika.

SO SPERRIG DIE NAMEN UND DAS AUSSEHEN der Maschinen auch sein mögen, die Frage, mit der sich die 50 Ingenieure bei Linck jeden Tag herumschlagen, klingt zunächst banal: Wie muss eine Maschine beschaffen sein, damit sie aus einem Baumstamm, der auf einer Seite hineingeschoben wird, möglichst viel brauchbares Material herausschneidet? Das Problem: Ein Baumstamm ist rund – fertige Bretter aber haben vier gerade Kanten. Wie also wird aus rund eckig?



– Ausbildungsmeister Manfred Vogt erklärt einem Auszubildenden die nächsten Arbeitsschritte.

Um diese Frage zu erklären, braucht Alexander Franke mehrere Blätter weißes Papier und einen Kugelschreiber. Er kritzelt Kreise, die Baumstämme sein sollen, Striche, die Sägeblätter andeuten, Rechtecke, die Bretter symbolisieren, und kleinere Striche, die für Hackschnitzel stehen. Franke gibt sich Mühe, die komplizierten Zusammenhänge möglichst einfach darzustellen. Nach fünf Minuten zeigt das Papier eine Kette von Skizzen, die die Profilierertechnik erläutern soll. Jene Technik, die Linck in den Siebzigern entwickelte – und nach der heute fast alle größeren Sägewerke auf der Welt arbeiten. Kommt ein Baumstamm in einem Sägewerk an, wird er durch verschiedene hintereinander geschaltete Maschinen geschleust, er durchläuft die so genannte Profilieranlage. Der Baumstamm wird mit einem Laser vermessen, an die nächste Maschine weitergereicht, gedreht, dann wird die Schwarte abgefräst. Erst jetzt wird der Stamm an zwei Seiten zum ersten Mal gesägt, so dass zwei gerade Außenflächen entstehen. Danach wird noch einmal gedreht und gefräst, erst jetzt werden die Bretter gesägt. Das Hauptprodukt ist fertig. Die tannengrün lackierten Maschinen, die auf diese Weise aus rund eckig machen, verkauft Franke in die ganze Welt: nach Amerika, Nordeuropa – oder Asien. Die Nachfrage dort boomt.

Weltweit steigt der Bedarf an Holz, und wenn die Rohstoffpreise in die Höhe schießen, dann spürt man das auch hier in Oberkirch.

Hartmut Engler vom Amt für Forstwirtschaft beim Ortenaukreis erklärt die komplexen Zusammenhänge so: Waldbesitzer, Speditionen, Sägewerke, Zimmereien und Energieholzverarbeiter, sie alle gehörten zum „Cluster Forst und Holz“, also zur Holzindustrie. Aber auch Zulieferer und letztlich alle Betriebe, die das gewonnene Holz in irgendeiner Art und Weise verarbeiten. „Insgesamt sind im Cluster Forst und Holz mehr als 9000 Beschäftigte tätig, es gibt über 50 Sägewerke im Kreis“, sagt Engler. In der Ortenau wachsen mehr Bäume als beispielsweise im Saarland insgesamt – mit 90 400 Hektar ist die Ortenau der walddreichste Landkreis in Baden-Württemberg. Das meiste Holz bleibt nicht in Deutschland: Im vergangenen Jahr wurden 6,2 Millionen Kubikmeter Holz exportiert.

IM SCHWARZWALD HAT DER HOLZHANDEL EINE LANGE TRADITION. Bereits im 14. Jahrhundert flößte man Baumstämme über die Zuflüsse des Rheins in das benachbarte Strasbourg, die Flößerei entwickelte sich als eigener Wirtschaftszweig. Als die Eisen- >>

FÜR DIE FLÖSSEREI BEDEUTETE ES DAS AUS, ALS DIE EISENBAHN AN BEDEUTUNG GEWANN – FÜR ANTON LINCK ABER GING ES ERST RICHTIG LOS.

bahn im 19. Jahrhundert als Transportmittel an Bedeutung gewann, ging der Handel über die Flüsse beständig zurück. Für die Flößerei bedeutete es das Aus – für Anton Linck aber ging es erst richtig los.

1840 GRÜNDETE DER MECHANIKER SEINEN BETRIEB.

Er produzierte Mühlen- und Brauereierrichtungen sowie Turbinen und Sägewerksmaschinen, gliederte bald eine Eisen-gießerei an. So gelang der Wandel zum Fabrikunternehmen. Seine Firma wuchs – und beschäftigt 170 Jahre später 320 Mitarbeiter, die einen jährlichen Umsatz von rund 60 Millionen Euro erwirtschaften.

Heute ist bei Linck nur noch wenig übrig von dem kleinen Handwerksbetrieb, mit dem alles begann. Einzig die Gattersäge von 1908, die am hinteren Eingang der Haupthalle steht. 10 000 Reichsmark habe sie damals gekostet, erklärt Alexander Franke selbst ein bisschen ungläubig – eine gesamte Profilier-anlage kostet heute fast zehn Millionen Euro. Franke will gerade anfangen, die Funktionsweise der Gattersäge zu erklären, da bemerkt er schon wieder die Fragezeichen in den Augen seines Gegenübers. Er stockt, lächelt kurz und sagt: „Kommen Sie, lassen Sie uns erst mal ins Trockene gehen.“ Ein einfaches Brett kann so kompliziert ein.



- Linck - vom Handwerksbetrieb zum Weltmarkt-führer. Die 320 Mitarbeiter erwirtschaften einen Umsatz von rund 60 Millionen Euro.



- Hightech für den ältesten Baustoff der Welt: Profilier-Anlagen kosten bis zu 10 Millionen Euro.

- Infotainment-Park zum Thema Bauen und Wohnen: World-of-Living in Rheinau-Linx



WERTSCHÖPFUNGSKETTE HOLZ

Die Hauptressource des Schwarzwaldes war und ist bis heute das Holz. So ist die Ortenau der waldreichste Kreis in Baden-Württemberg. Fast die Hälfte der 1 861 Quadratkilometer ist bewaldet.

Die traditionelle Holzwirtschaft befindet sich im Umbruch. Steigende Rohstoffpreise sorgen für einen Boom auf dem Holzmarkt – und von dem profitieren auch die Holzverarbeitenden Unternehmen.

Die Wertschöpfungskette Holz ist in der Ortenau besonders ausgeprägt: vom Rohstoff Wald, Forstwirtschaftliche Vereinigung Schwarzwald (FVS), über Sägewerke (wie Streit und Ohnemus), Veredelung, Holzmaschinenbau (wie Linck), Sonderfahrzeugbau (wie DOLL) bis zum energiesparenden Fertighausbau (wie WeberHaus).

Gut die Hälfte des Rohholzes wird als Nebenprodukte wie Hobelspäne, Hackschnitzel, Schwarten und sonstige Reststücke weiterverarbeitet. Diese sind wiederum Rohstoffe für die Spanplattenwerke, die Papier- und Zellstoffindustrie oder dienen der Energieerzeugung (z.B. in Form von Holzpellets).

// Ökostrom aus der Region – für die Region



DIE DORFBRÄTSCH

In Kappelrodeck werden die Einwohner durch eine Lautsprecheranlage täglich über die wichtigsten Ereignisse informiert. Termine der Rentenversicherung ebenso wie Todesfälle oder drohendes Hochwasser.

Text **Holger Fröhlich** Fotos **Eric Vazzoler**

Thomas Weisenbach hat ein Mikrofon im Schrank. Wenn er da reinspricht, hört ihn das ganze Dorf.

Er könnte jetzt zum Volk sprechen. Doch er tut es nicht. Noch nicht. Von Weisenbachs Schrank im Rathaus von Kappelrodeck winden sich bündelweise Kabel durch die Straßen des Dorfes, klettern wie Efeu am Fachwerk empor zu 270 Lautsprechern in den Giebeln der Häuser und auf den Laternen dazwischen.

Um 11.40 Uhr wird der amtliche Kassenwart Weisenbach zum Dorf sprechen. Pünktlich zur großen Pause. „Befehl“ vom Direktor der Schloßbergschule. Nur im Katastrophenfall darf sich Weisenbach dem Rektor widersetzen. Wie vor sechs Jahren, als die Oberacherer Hanfwerke gebrannt haben und die Bürger ihre Fenster schließen mussten, obwohl auf dem Gelände schon seit dem Mauerfall kein Hanf mehr verarbeitet wird. Oder ein paar Jahre später, als die Tür zum örtlichen Wasserspeicher offen stand und keiner wusste, ob es ein Versehen oder ein Anschlag war. Aber das waren sie auch schon, die Katastrophenmeldungen der vergangenen Jahrzehnte.



Sonst bestehen die täglichen Ansagen aus amtlichen Bekanntmachungen, Geburtstagen, Todesfällen und Vereinstermeninen. Alle paar Monate werden flüchtige Rentner vom Altenheim mit der schönen Adresse „Im Besenstiel 41“ zur Fahndung ausgerufen und kürzlich wurde eine Schildkröte gefunden. Einmal hat die Polizei zur Mithilfe aufgefordert, um eine „Sprayerbande“ zu fassen. Die 5.800 Einwohner von Kappelrodeck nennen den Ortsfunk liebevoll „Dorfbrätsch“, alemannisch für „geschwätziges Weib“. Vor 16 Jahren hat der Gemeinderat versucht, die Anlage stillzulegen, der Kosten wegen. Doch da hat er seine Rechnung ohne Kappelrodeck gemacht. Die Vereine drohten dem Gemeinderat mit einem Bürgerentscheid. Die Anlage durfte bleiben. „Kirch, Wein und Dorfbrätsch – des isch Kappelrodeck“, sagt Thomas Weisenbach im badischem Singsang. Dennoch, die Jahre des Dorffunks sind gezählt: Der Hersteller ist pleite; das E-Werk Mittelbaden hat alle Ersatzteile beim Insolvenzverfahren aufgekauft und sitzt nun auf dem schwindenden Nachschub, wie ein Eisbär auf der schmelzenden Scholle. >>



~ Thomas Weisenbach, Kassenverwalter der Gemeinde und Sprecher des Dorffunks, vor ihm liegen die Meldungen des Tages.

Die Neubaugebiete können bereits nicht mehr an den Verstärker angeschlossen werden. Er ist das Herzstück der Anlage und steht im Keller der Gemeindeverwaltung – ein blinkendes Ungetüm, das Weisenbach bis zur Brust reicht und aussieht, als könne er damit den gesamten badischen Flugverkehr überwachen. Dabei kann der Verstärker nur eines: lauter machen. Und nicht einmal das richtig, denn immer wieder fallen Module aus.

Was die vielen Knöpfe bedeuten, weiß Weisenbach nicht genau. „Da geht nur der Hauptamtsleiter ran.“ Weisenbach wird sie nicht berühren. Warum sollte er auch? Im besten Fall würde er die Lautstärke verändern, wahrscheinlich aber etwas kaputt machen. „Lang geht das nicht mehr gut“, sagt der 46-Jährige mit bangem Blick auf den alten Kasten.

DABEI WAR ALLES EINMAL SO GUT GEPLANT: Einen jährlichen Gewinn von 127,80 Mark versprach der Hersteller der Anlage im Jahr 1955. Zwischen Karnevalsterminen und Hochzeitswünschen sollten Werbebotschaften die Anlage finanzieren.



Ein Drittel aller badischen Gemeinden hatte damals so eine Anlage; und so kam am 30. März 1955 auch in Kappelrodeck der Tag, an dem der Dorfbote seinen Hut und seine Glocke nehmen musste. Bis dahin war er jeden Mittag durch den Ort marschiert, um die Meldungen des Tages auszurufen.

Als das Postministerium, dem die Anlage damals unterstand, von den Werbeeinnahmen erfuhr, erhob es eine satte Gebühr von der Gemeinde. Zu viel für Kappelrodeck – die Werbung wurde gestrichen. Laufende Kosten heute: Bis zu 10 000 Euro jährlich.

Als Trostpflaster darf die Gemeinde ein paar Euro von ihren Jubilaren verlangen. Dafür dürfen die sich ein Lied wünschen. Das letzte Wort dabei hat Weisenbach. AC/DC hat er neulich abgelehnt. Einmal hat er Satisfaction von den „Schtohns“ durchgehen lassen. Das hatte sich aber auch sein Kollege, der Hauptamtsleiter Heidenreich, gewünscht. Gesendet werden runde Geburtstage ab 50, Sterbefälle immer. Der Tod ist in Kappelrodeck kostenlos. „Dafür wollen wir kein



– An fast jeder Laterne hängt ein Lautsprecher. Pünktlich um 11.40 Uhr ertönen die Durchsagen.

Geld“, sagt Weisenbach ernst. Das Schlimmste sei für ihn, wenn er einen Geburtstag ansagen muss und direkt danach einen Todesfall. Aber: „S’Läbe isch halt so.“

AUCH DIE DORFBRÄTSCH WIRD EINES TAGES VERSTUMMEN.

Ihr ärgster Feind ist das Internet. Der Winzerkeller „Hex vom Dasenstein“ verbreitet seine Weinlese-Termine nur noch auf seiner Homepage.

Die Vereine und Bewohner aber werden für ihre Dorfbrätsch kämpfen. Die Fanfare aus Tschaikowskis „Capriccio italien“ zu Beginn der Durchsage kennt jedes Kind. „Die Nationalhymne von Kappelrodeck“ nennt sie Thomas Weisenbach, der, wenn er vom Ortsfunk erzählt, sich die Faust vor das runde Gesicht hält, als spräche er in ein unsichtbares Mikrofon.

Einmal haben Jugendliche die Kabel überbrückt und nachts einen Fliegeralarm durch die Lautsprecher simuliert. Da hört für ihn der Spaß auf. Aber Bürgermeister Hattenbach hat es verziehen. Er kenne die Spitzbuben, sagt er.

So viele Anekdoten hat Thomas Weisenbach zu erzählen, dass die große Pause bereits angefangen hat und noch immer keine Kappelrodecker Nationalhymne durchs Dorf geblasen wurde. Er eilt zum Schrank und öffnet eine Tür in die Siebziger. Das Mikrofon ist nicht retro, sondern original; die Schallplat-

ten sind nicht zum Scratching da, sondern zum Anhören. Kurz krümmen sich seine Zehen in den braunen Hausschuhen unter dem Schreibtisch, auf dem ein Telefon steht, das mit seinen vielen Tasten an ein Akkordeon erinnert. Auf einem Plakat an der Wand zeigt Chris Rea seine Gitarre und sein Achselhaar und daneben hängt eine bebilderte Anleitung zur „Büro-Gymnastik“. Thomas Weisenbach hat sich die Monatsübersicht mit allen Meldungen ausgedruckt. Die Termine für heute hat er mit einem Neon-Marker angestrichen. Er sammelt sich, drückt den Knopf am Mikrofon und lässt die Fanfaren los.

DAS DORF KANN SICH IHM JETZT NICHT ENTZIEHEN. Er ist auf Sendung: „Amtliche Bekanntmachungen. Rentensprechtag in

Kappelrodeck. Die Deutsche Rentenversicherung bietet ihren Versicherten eine kostenlose Beratung an. Der Versichertenberater Siegfried Faller ist am Mittwoch, den 27.10., von 15 Uhr bis 17 Uhr im Rathaus anzutreffen...“ 11.57 Uhr. Eine Frau mit Einkaufswägelchen huscht über

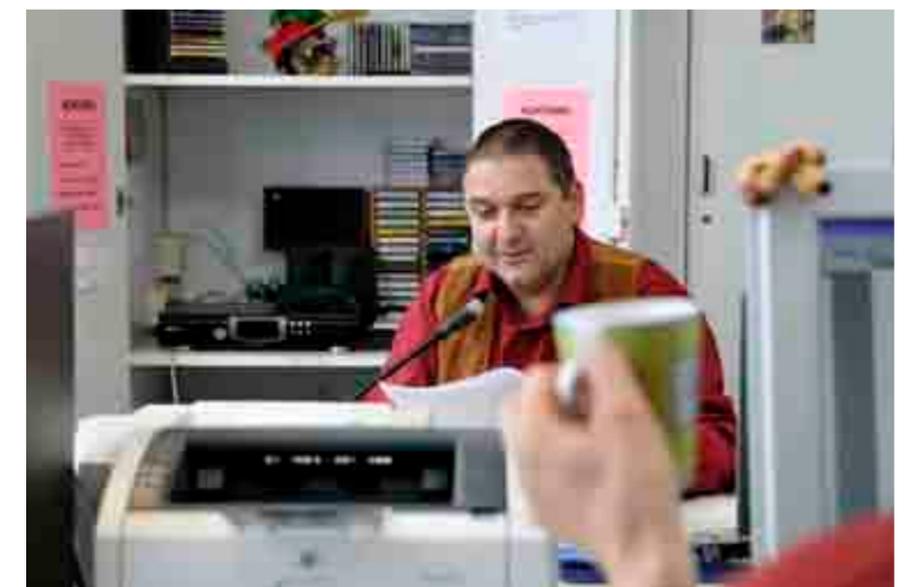
die Durchgangsstraße im Ortskern. Sonst ist niemand zu sehen. Als die Ortsrufanlage ihre Tschaikowski-Fanfare krächzt, schaut sie kurz gen Himmel. Als Thomas Weisenbach zum Rentensprechtag anhebt, betritt sie ein Schreibwarengeschäft. Aber ein paar Straßen weiter hört ihm sicher jemand zu.

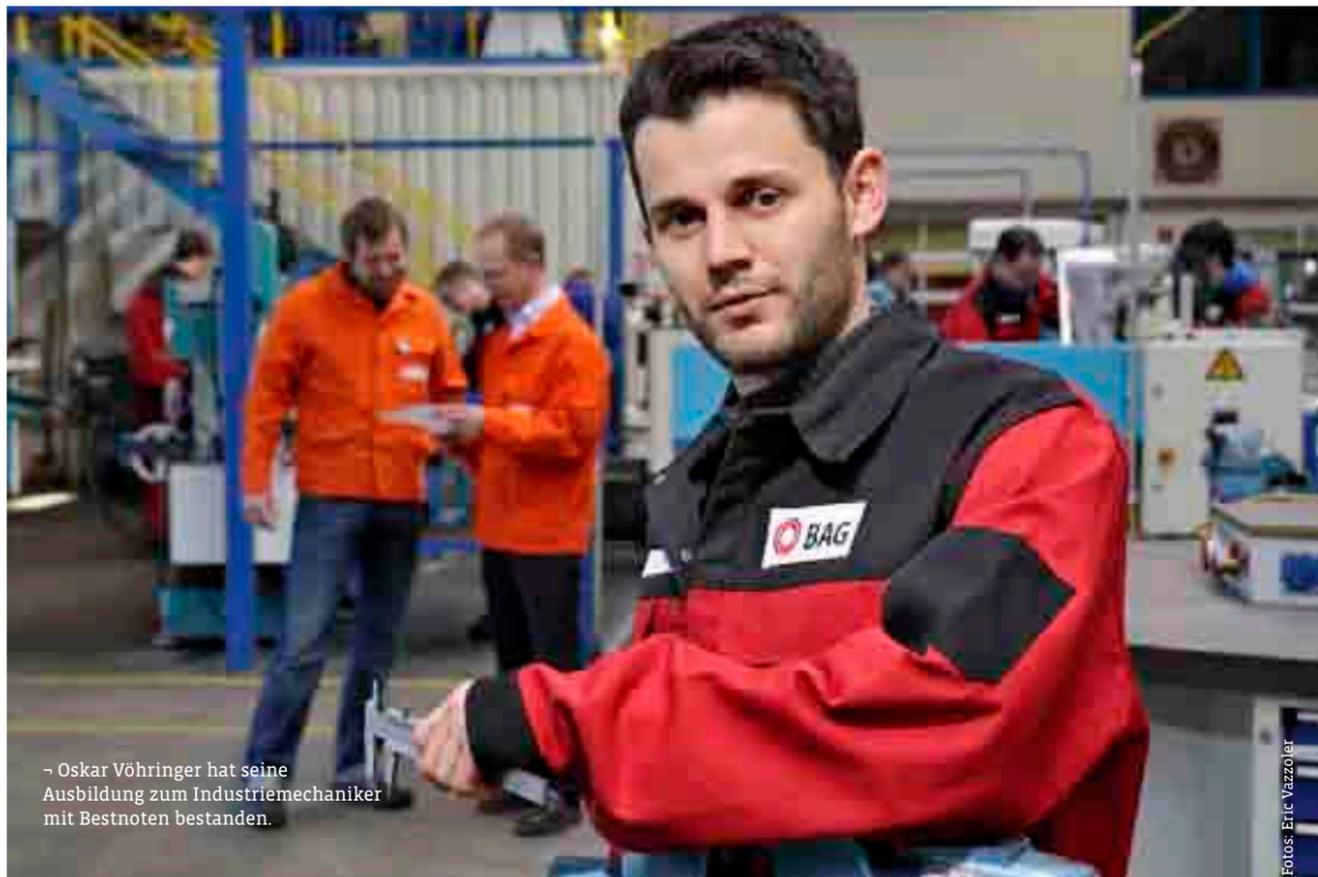
EINMAL HABEN JUGENDLICHE DIE KABEL ÜBERBRÜCKT UND NACHTS EINEN FLIEGERALARM DURCH DIE LAUTSPRECHER SIMULIERT.

– Die Verstärker im Keller der Gemeindeverwaltung sind schon etwas altersschwach.



– Thomas Weisenbach beim Besprechen der Dorfbrätsch in seinem Büro.





- Oskar Vöhringer hat seine Ausbildung zum Industriemechaniker mit Bestnoten bestanden.

FOTOS: ERIC VAZZOLER

KADERSCHMIEDE NICHT NUR FÜR STAHLWERK

Wer bei der BAG in Kehl gelernt hat, muss sich um seine Zukunft nicht fürchten. Die Ausbildung in den unterschiedlichen Bereichen gilt als vorbildlich.



- Der Rheinhafen Kehl ist ein wichtiger Umschlagplatz: Den Löwenanteil machen Eisen und Stahl aus.

Wer an Stahl denkt, denkt in Deutschland vor allem an das Ruhrgebiet, Salzgitter oder das Saarland. Doch auch im Süden der Republik wird Stahl erzeugt, wenngleich die Badischen Stahlwerke (BSW) mit einer Jahresproduktion von etwas mehr als zwei Millionen Tonnen nicht zu den ganz großen Produzenten zählen. In Baden-Württemberg ist das Unternehmen jedoch das einzige seiner Art, und mit seinen modernen Elektrolichtbogenöfen gilt es sogar als eines der modernsten der Welt. Es ist die ausgesprochen verkehrsgünstige Lage am Rheinhafen von Kehl, die dem Unternehmen seinen Standortvorteil sichert und die es zu einem der größten Arbeitgeber der Region gemacht haben.

DURCH DAS RECYCLN VON ALTMETALL wird einer der wichtigsten Rohstoffe in den Produktionskreislauf zurückgeführt. Täglich laden am Pier der BSW die Binnenschiffe ihre Fracht ab. Aus

alt mach neu – ein Verfahren, für das es gut ausgebildete Spezialisten braucht. Weil die nicht auf den Bäumen wachsen, haben die Stahlwerke vor vielen Jahren beschlossen, die Ausbildung des eigenen Nachwuchses selbst in die Hand zu nehmen. In Sichtweite der Produktionsanlagen ist so der größte Ausbildungsbetrieb der Ortenau entstanden, die BSW Anlagenbau und Ausbildung GmbH, kurz BAG. Rund 170 Jugendliche lernen hier technische und kaufmännische Berufe. Und das längst nicht mehr nur für das Mutterunternehmen: Auch andere Firmen der Region nutzen die BAG als Kaderschmiede.

Vor dem Eingang zur BAG plätschert Wasser aus einem Stahlbrunnen. Solarzellen liefern den Strom für die Pumpe. Hinter der Glastüre stehen Bistro-Tischen auf leichten Stahlfüßen, Info-Material klemmt in einem Prospektständer aus Edelstahl. Was man als freundliches Empfangsszenario begreifen kann, ist in

Wahrheit schon Teil eines ausgetüftelten Ausbildungskonzepts: Die angehenden Industriemechaniker, Elektroniker, Teilerzurichter oder Industriekaufleute lernen hier nicht nur die Planung, Herstellung und Vertrieb von Produkten, sie sollen schon während der ersten Schritte in das Berufsleben praxisbezogen lernen und Erfahrungen sammeln. In einer Projektwerkstatt werden die Auszubildenden mit der Wirklichkeit konfrontiert: Hier werden Anlagen entwickelt, die später in Betrieben der BSW zum Einsatz kommen.

Geschäftsführer Bernd Wiegele bekommt spätestens dann gute Laune, wenn er von den Berufsperspektiven seiner Schüler erzählt. „Es hat sich herumgesprochen, dass unsere Absolventen weit mehr mitbekommen, als was sie innerhalb ihrer engeren technischen oder kaufmännischen Ausbildung benötigen.“ Kurse in Sozialverhalten, Konfliktmanagement oder auch Suchtprävention gehören bei der BAG zum Standardprogramm. >>

Kein Wunder, dass die statistische Abbrecherquote für Lehrberufe von fast 25 Prozent bei der BAG gegen Null strebt. „Wir vermitteln die allermeisten Absolventen nach der Ausbildungszeit in einen festen Job und viele können sogar ihre Ausbildung aufgrund ihrer guten Leistungen verkürzen.“

DABEI HABEN AUCH BEWERBER MIT SCHLECHTEN SCHULNOTEN bei der BAG durchaus Chancen auf einen Ausbildungsplatz. Gerade benachteiligten Jugendlichen wollte die BAG eine Perspektive geben, als sie einen fast schon „vergessenen“ Beruf wieder aktivierte: den Teilezurichter. Wer den Anforderungen für den anspruchsvolleren Industriemechaniker nicht genügt, hat so nach zwei Jahren wenigstens ein Fachzeugnis in der Tasche. „Doch die allermeisten packt der Ehrgeiz“, sagt Wiegele. „Die satteln dann noch eineinhalb Jahre drauf und sind dann oft so gut, dass sie sogar eine Verkürzung ihrer Ausbildung erreichen.“

Oskar Vöhringer ist einer von ihnen. Der 21-jährige Industriemechaniker steht heute kurz vor der Übernahme

in den Mutterkonzern BSW und glänzt mit Bestnoten. Dabei hatte es zu Beginn seiner Ausbildung noch gar nicht danach ausgesehen. Die Arbeitsagentur hatte ihm zu einer kaufmännischen Ausbildung geraten. „Das war aber nichts für mich“, hat er nach einigen Monaten gemerkt. Dann kam er zur BAG und begann die gestufte Ausbildung zum Industriemechaniker.

Wiegele weiß aus eigener Erfahrung, wie es ist, wenn man Ehrgeiz entwickelt. Der Chef der BAG ist gelernter Feinmechaniker. Am dritten Tag seiner Lehre kam der Meister vorbei und habe gesagt: „Das ist nichts für dich. Das hat mich damals gekränkt aber auch angespornt: Dem zeig ich es.“

Rund 40 Auszubildende fangen in Kehl jedes Jahr mit ihrer Lehre an. Dazu kommen Bachelor-Studenten der Fachrichtung Industrie und Maschinenbau aus der Dualen Hochschule, Weiterbildungskurse für Mitarbeiter und Umschulungen im Auftrag der Agentur für Arbeit. Das Haus der BAG mit seiner riesigen Lehrwerkstatt ist zu einem Zentrum für lebenslanges Lernen geworden. Azubis

wickeln von hier aus selbständig Aufträge für den Anlagenbau ab. Aus den Fenstern sieht man hinaus auf die Halbinsel, die von Kinzig und Rhein umspült wird. Schiffe werden beladen, überall herrscht geschäftiges Treiben. Der wirtschaftliche Erfolg dieser Region ist nicht zuletzt das Ergebnis einer soliden Ausbildung.



→ Bernd Wiegele, Geschäftsführer der BAG, hat „lebenslanges Lernen“ zum Markenzeichen seiner Ausbildungsgesellschaft gemacht.

WEIL FACHKRÄFTE NICHT AUF DEN BÄUMEN WACHSEN, HABEN DIE STAHLWERKE VOR VIELEN JAHREN BESCHLOSSEN, DER AUSBILDUNG EIN GANZ BESONDERES GEWICHT ZU GEBEN.

SCHULE MIT PRÜFSIEGEL



Als erste deutsche Schule hat die Haupt- und Realschule Friesenheim ihren Unterricht nach TÜV-Standards zertifizieren lassen. Das Siegel ist inzwischen bereits mehrfach überprüft und bestätigt worden. In Friesenheim wurden 118 Kriterien überprüft, in

denen die Schule positiv abschneiden musste. So die Umsetzung der Kompetenzanalyse in den 7. Klassen der Werkrealschule. Umfangreiche und detaillierte Zielplanungen sorgen für eine erfolgreiche Förderung und damit Weiterentwicklung der Schüler. Die Prüfer vom TÜV Süd München besuchten den Unterricht, sprachen mit externen Pädagogen und befragten die über 800 Schüler und deren Lehrer.

Das Zertifikat war der Start zum regelmäßigen Qualitätsmanagement an einer Schule, die bereits vor Jahren Aufsehen erregt hatte. Damals wurden hier die ersten Schuluniformen eingeführt. Willi Lauer, der TÜV-Prüfer: „Die Schule in Friesenheim ist eine gute Schule, die durch zahlreiche Maßnahmen immer besser wird.“

www.friesenheim-schule.de

Zahlreiche weitere Projekte im Bildungsbereich der Region finden Sie unter: www.bildungsregion-ortenau.de

Black Forest

Das stille Mineralwasser aus dem Schwarzwald



Mehr Infos unter: www.blackforest-still.de

→ Bärbel Höltzen-Schoh:
Vollbeschäftigung im Blick
und ein Bild von Max Köhler,
dem Landschaftsmaler
„jenseits von falscher Folklore“,
im Hintergrund.



„ARBEITSMARKTMONITOR ALS BUNDESWEITES MODELL“

Bärbel Höltzen-Schoh, Vorsitzende der Arbeitsagenturen Offenburg und Freiburg, lebt seit 2005 in der Ortenau. Unter ihrer Leitung wurde die Ortenau eine von drei Pilotregionen in Deutschland, in denen der regionale Arbeitsmarktmonitor initiiert wurde.

Frau Höltzen-Schoh, was ist der Arbeitsmarktmonitor?

Bärbel Höltzen-Schoh: Der Arbeitsmarktmonitor ist eine Datenbank, welche die Bundesagentur für Arbeit den regionalen Partnern am Arbeitsmarkt zur Verfügung stellt. Er ist ein Analyseinstrument, um die Entwicklung regionaler Arbeitsmarktstrukturen unter verschiedenen Aspekten einzuschätzen und zu visualisieren. Die Zielsetzung des Arbeitsmarktmonitors ist, mit den regionalen Partnern gemeinsam Risiken zu analysieren, Chancen zu erkennen, Handlungsansätze zu entwickeln und Maßnahmen umzusetzen.

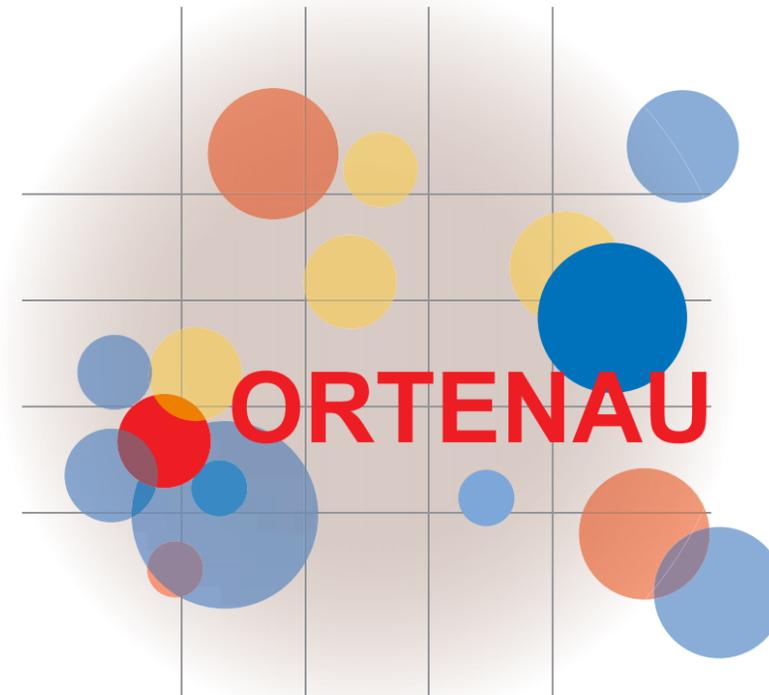
Wie hat sich denn, mit Blick auf die Ergebnisse des Arbeitsmarktmonitors, in der Ortenau der Bedarf an Fachkräften entwickelt?

Bärbel Höltzen-Schoh: Die Zahl der Stellenangebote in ausgesuchten Berufen wie Techniker, Ingenieure, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Montierer, Metallherzeuger, Schlosser, Mechaniker sowie Elektriker hat sich im September 2010 im Vergleich zum Vorjahreszeitraum fast verdoppelt. Auf jedes dieser Stellenangebote kamen 2009 noch 4,8 Arbeitslose – in 2010 waren es nur noch 1,2.

Und wie stellt sich die Situation auf dem Ausbildungsmarkt dar?

Bärbel Höltzen-Schoh: Die demografische Entwicklung wird zu einem immer stärkeren Arbeitskräftebedarf führen. In der Ortenau werden in Zukunft weniger Jugendliche zur Verfügung stehen. Im Zeitraum 2006 bis 2025 wird ihr Anteil im Alter von 16 bis 18 Jahren um knapp 26 Prozent zurückgehen. Diese Entwicklung ist eine große Herausforderung für die Region. Der Ausbildungsmarkt wird uns also auch künftig vor Herausforderungen stellen.

ARBEITSMARKTMONITOR



Der ARBEITSMARKTMONITOR ist ein Analyseinstrument, um auf regionale Besonderheiten des Arbeitsmarktes frühzeitig zu reagieren.

Die Netzwerkpartner im ARBEITSMARKTMONITOR Ortenau

- Deutscher Gewerkschaftsbund Südbaden
- Handwerkskammer Freiburg
- Industriegewerkschaft Metall Offenburg
- Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein
- Maison de l'emploi
- Landratsamt Ortenaukreis
- Otto Nußbaum GmbH & Co. KG
- Südwestmetall Bezirksgruppe Freiburg
- Wirtschaftsregion Ortenau
- Agentur für Arbeit Offenburg



Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Offenburg

**Unser Ziel:
Sicherung der ZUKUNFTSFÄHIGKEIT der Ortenau**

DER GUTE GEIST VOM KINZIGTAL



– Rita Vitt übernahm den Brunnenhof, als ihr Vater starb. Ihre Schnäpse sind mittlerweile Kult.

7.000 Ortenauer brennen Schnaps. Rita Vitt sticht aus der Menge – nicht nur weil sie eine weibliche Minderheit vertritt. Sie widmet sich besonders edlen Tropfen wie Beerenlikör oder Walnussgeist.

Text **David Krenz**

Fotos **Eric Vazzoler**

♦ **DICHTER REGEN PRASSELT AUF DEN BRUNNENHOF NIEDER**, die Weidehügel liegen im Nebel, ein nasskalter Tag steht bevor. Rita Vitt ist hellwach. „Genau mein Wetter“, sagt sie strahlend, während sie Holzscheite in ein Ding wirft, das aussieht wie Kapitän Nemos Tauchglocke: runder Kupferbauch, vier Bullaugen.

RITA VITT AUS PRINZBACH IM KINZIGTAL IST SCHNAPSBRENNERIN, das Kupferding ist der Kessel, die Brennblase, das darin lodernde Feuer macht es behaglich in der Brennküche. Vitt schöpft sauren Brei aus einem Fass. Matschige Maische aus Birnen. Ab damit in den Kesselschlund. Schlieren an den Bullaugen, es dampft und brodeln. Weil die automatische Kühlung streikt, muss Vitt die aufsteigende Wärme ständig prüfen. Würde das Alkohol-Gas-Gemisch austreten, flöge ihr der Brennkessel um die Ohren. Doch die kleine Frau mit dem langen Zopf, in Jeans und Schürze, das Gesicht vom Wetter gerbt, ist erfahren. Neben der Brennlizenz hat die 46-Jährige auch einen Meistertitel,

wie nur vier weitere Frauen in der Ortenau. 7.000 Brennereien gibt es in der Region und Schnaps ist Männersache.

Aus dem Hahn tröpfelt ein farbloser Film, der zunächst wie Kleber riecht und in Brennerkreisen Vorlauf heißt. Vitt hält den Finger unter das Rinnsal, bis der Leimgeruch einer feinen Note Williams-Christ weicht. Das ist der Mittellauf, der später mit Wasser verdünnt in die Flasche kommt. Vitt notiert in ihr ausgefranztes Büchlein: 5,7 Liter, 80 Prozent Alkohol. „Ich bin der Typ, der alles aufschreibt“, sagt sie.

SIE BRENNT NICHT IRGENDETWAS. Ihre exquisiten Tropfen duften nach Frucht und haben einen milden Abgang. Geradezu gefährlich mild, bei 42 Umdrehungen. Zibärte, also Wildpflaume, Walnussgeist und „Wilde Beeren im Morgentau“ – 40 Schnäpse und Liköre bietet sie an. Verkaufsraum ist der ehemalige Schweinestall des Hofes. Sie hat ihn mit Vitrinen, Häkeldeckchen und Schwarzwaldpüppchen dekoriert. Dass Kunden auf solche Details achten, hat Rita Vitt aus dem Meisterkurs mitgenommen. Was das Brennen selbst betrifft, habe sie nicht viel Neues gelernt. „Mein Können wurde bestätigt“, sagt sie und ergänzt: „Wer hier einen Titel trägt, ist glaubwürdiger.“

Die zierliche und zugleich kernige Frau ist bescheiden. Große Worte braucht sie nicht.

Mittagszeit. Eigentlich wollte Ehemann Rolf, ein Kunstschmied, die Dachschindeln austauschen, doch der Regen hat nicht nachgelassen und so tischt er Kotelett, Pellkartoffeln und Tomatensalat auf. Die Tafel ist aus Massivholz, wie nahezu die gesamte Einrichtung im Haus. „Wir besitzen 25 Hektar Forst, und als Waldbesitzer sollte man richtige Holzmöbel haben“, sagt Rita Vitt. Über der Essbank hängt der Brunnenhof als Aquarell, gemalt von einem Vorbeiziehenden im Nachkriegswinter, für zwei Tagesrationen Speck und Butter.

Seit 1870 ist der Brunnenhof in Familienbesitz, schon Ritas Urgroßvater besaß eine Brennblase, wie sie im Ortsarchiv nachgeforscht hat. Sie führt die Tradition fort. Als junge Frau verfolgte sie andere Pläne. Sie lebte in Freiburg und Basel, arbeitete als Chemielaborantin. Als der Vater starb, standen die Kinder vor der Frage: Wer übernimmt den Hof? Einer der Brüder war tödlich verunglückt, ein anderer alleinstehend, der dritte wohnte weit weg. Also zogen Rita, Rolf und die fünf Kinder, alle innerhalb von sechs Jahren geboren, auf den Brunnenhof.

Vitts erste Versuche am Brennofen schmeckten grässlich. Sie bildete sich fort und experimentierte, bis die Chemie stimmte. Die Qualität hat sich herumgesprochen, regelmäßig bitten männliche Kollegen um fachfraulichen Rat. „Aber schreiben Sie das lieber nicht“, sagt sie und errötet.

Zwei Touristenpärchen aus Wiesbaden betreten den Laden, Wiederholungstäter. Sie kosten und nippen, loben die Minznote des Likörs, die gar nicht nach dem künstlichen Aroma der Supermarktschnäpse schmecke, und blättern 96 Euro für sechs Flakons hin. Zum Abschied winken sie, Vitt winkt zurück. Dann herrscht wieder die ländliche Ruhe, die sie – „ich bin der Naturtyp“ – braucht; zum Arbeiten wie zum Leben.

Es ist Nachmittag, sie spült den letzten Rest Birnenmaische aus der Plastiktonne. Morgen geht es weiter mit den Kirschen. Dann wird sie wieder am Kessel stehen, allein. Ihr Mann und die Kinder dürfen beim Obst sammeln helfen. In der Brennküche gibt es nur einen Boss.



– Rita Vitt an der Kupfer-Destille: Brennen ist vor allem Erfahrung.

– Die Ortenau ist berühmt für ihre edlen Tropfen: eine von 7 000 Brennereien.





IMMIER SCHÖNES WETTER IN HOFSTETTEN

In Hofstetten, einer der kleinsten Gemeinden der Ortenau, tragen sich skurrile, lustige und traurige Geschichten zu, wie sie nur die Provinz hervorbringen vermag.

Text **Anna Hunger** Fotos **Eric Vazzoler**

Henry Heller jagt seinen schwarzen 5er-BMW Kombi den Feldweg entlang. Kühe fliegen vorbei, Wiesen, Zaungatter, eine Villa am Waldrand, eine Brücke – eine von einem gefühlten Dutzend Brücken, die sich über Bäche spannen und die Bauernhöfe rund um Hofstetten mit dem Rest der Welt verbinden. „Die haben wir alle wieder aufgebaut“, sagt Henry Heller stolz und zeigt quer über das Armaturenbrett. „War weggeschwemmt vom Zweiachter-Hochwasser“, verkündet er bei Brücke Nummer zwei und bei Brücke Nummer drei, und irgendwie hat man das Gefühl, er habe all die Brückenbretter eigenhändig zusammenschraubt. Hat er aber nicht. „Wir versuchen halt immer, das maximal Mögliche rauszuholen für unser Dorf.“

HENRY HELLER IST GROSS, schlank, aschblond, 53 Jahre alt und der Bürgermeister von Hofstetten. Er trägt Jeans zum Sakko und Lederslipper, an denen kein einziges Staubkörnchen haftet. Heller bremst seinen Wagen auf einem der hochgelegenen Feldwege, die in den letzten Jahren alle für viel Geld saniert wurden. Von hier oben sieht Hofstetten irgendwie schnuckelig aus. „Ist das nicht schön?“, fragt er und zieht an seiner Selbstgedrehten. Henry Heller wirft einen verträumten Blick ins Tal. Er atmet den Rauch in die kitschige Schwarzwaldlandschaft und seufzt. Er sieht aus, als würde er denken: „Das alles ist meins.“

HOFSTETTEN IST KLEIN, 1.688 Einwohner, zu Fuß sind es nicht einmal zehn Minuten vom Ortseingangs- zum Ortsausgangsschild. Es gibt viel Fachwerk, zwei Bushaltestellen, einen Briefkasten, 20 Ferienwohnungen, einen Dorfladen, zwei Gasthöfe im Ortskern und 16 sonnen-gelbe Bänkechen. Die stellt die Gemeinde im Frühjahr raus in die Landschaft, im Winter kommen sie in den Schuppen. Hofstetten liegt im Kinzigtal – 48.257 Grad nördliche Breite, 8.068 Grad östliche Länge. Hofstetten ist nicht die kleinste Gemeinde im Ortenaukreis, aber eine, die zu den kleinsten gehört, und eine, die Typen, Geschichten und Anekdoten hervorbringt und birgt, wie das nur so kleine Orte können. >>



- Obwohl einer der kleinsten Orte in der Ortenau, spielt Hofstetten in der Verbandsliga.



Sieben zu Nummer Zwei, dann zur Fünf, Fünf rennt, das Publikum brüllt, schließlich Ballverlust an Radolfzells Sieben. „I will ufgrissne Ärsch säha“, brüllt einer aus der Menge. Eine Minute später flankt der Stürmer des FC 03 Radolfzell den Ball ins Tornetz von Hofstetten. „Jessesnei, so en Mischt“, flucht ein verwitterter Typ mit wildem Bartwuchs. Es ist „der Kofler“ – so nennen ihn die Hofstetter. Weil der SC die neunte Niederlage nach elf Spieltagen kassiert, trösten sich die meisten Zuschauer nach dem Spiel mit Fürstenberg-Premium-Pils. An der Bar steht die erste Damenmannschaft im Dirndl. Rechts in der Ecke sitzen ein paar grölende Jungs, die sich am kommenden Tag nicht mehr erinnern werden, dass sie hier saßen.

Bestellt wird bei Hein. Eberhard Hein, ein kleiner, grauer Mann mit Lachfalten um die Augen, ist in Hofstetten das Musterbeispiel für gelungene Ost-West-Integration. Ursprünglich kommt er aus einem Dorf bei Templin in Brandenburg. Irgendwann vor langer Zeit ist er als DDR-Flüchtling in Hofstetten gelandet – und geblieben. Er ist glücklich hier, sagt er, und schaut dabei mit einem selig-stolzen Lächeln auf das Bier, das er gerade aus dem Zapfhahn laufen lässt. Das Pils ist für Henni und mittlerweile mindestens das dritte. Henni ist 43 Jahre alt, riesig, hager

und unrasiert. Er trägt einen Parka, der die gleiche Farbe hat wie der Wald rund um Hofstetten, und lebt in einem Haus an einem der Berghänge, die das Dorf umschließen, als sei es ein wertvolles Juwel. Manche nennen Henni den „Coolen“. Henni hat nur vier Finger an der rechten Hand, weil er als Kind vor einer Mähmaschine gespielt hat. Wenn er aus seinem Leben erzählt, dann sagt er nicht „als ich 16 war“ oder „1974“ – Henni rechnet seine Lebensdaten anhand seiner Mitgliedschaft in der A- und B-Jugend oder der ersten Herrenmannschaft. Letztens, erzählt er, und das ist ihm ein bisschen peinlich, wollte er ein Patent anmelden. Für eine Art Zange, mit der man das Fußballtor aus den Fundamenten heben kann. „Da sind aber vor mir schon ein paar andere draufgekommen“, sagt er und bestellt noch drei „Gedopte“ für seine Kumpels – Asbach mit Cola, das Hofstetter „Nationalgetränk“.

Am darauffolgenden Sonntag sitzen die Fußballer mit Augenringen und Katerstimmung beim Vorspielnachmittag der Bläserjugend in der Gemeindehalle. Ein paar blonde Mädchen mit Zöpfchen und Röckchen spielen Blockflöte. Die Gemeindehalle mit Rundumblick auf die idyllischen Schwarzwaldhänge ist voll. Es ist wie Weihnachten in einer Großfamilie. Die Jungs aus der Bläserjugend bedienen. Sie gießen Kaffee in die Tassen ihrer Väter, die außer zum SC auch zum Karnevalsverein „Höllenhund-Zunft“ gehören. Sie schaufeln selbst gebackenen Apfelkuchen auf die Teller ihrer Mütter, die bei Fußballspielen Currywurst braten, im Trachtenverein tanzen und im Kirchenchor singen. Die Vereinslandschaft in dem kleinen Ort funktioniert. Ob Imker, Jäger, Kraftsportler, Schachspieler oder Suzukifahrer, alle haben sie ihren Verein.

IN HOFSTETTEN GIBT ES EINEN DORFLADEN. Geführt wird er von Angela Kaltenbach, einer resoluten Frau, die aber nie die Ruhe verliert. Das Sortiment ist umfangreich – von Quartett-Karten bis zur Grießklößchen-Tütensuppe, aber die Hofstetter kaufen hier nur das ein, was sie bei >>

- Unternehmer Klausner ist Sponsor und Mäzen mehrerer Einrichtungen in Hofstetten.



- Alte Mühle am Ortsrand von Hofstetten. „Mein Paradies“ schrieb der Dichter Heinrich Hansjakob.

Rewe im zwei Kilometer entfernten Haslach vergessen haben. Außer samstags. Samstags stehen sie für die Frühstücksbrotchen Schlange bis vor die Tür.

Im Ortskern gibt es zwei Gasthöfe – die „Linde“ und „Drei Schneeballen“. Zwei Wirtschaften, die beide seit 500 Jahren Familienbetriebe sind, nur 500 Meter weit auseinanderliegen und sich dank ständiger Konkurrenz zu Schwarzwälder Hochküchen gemausert haben. Der Senior-Wirt der „Linde“ heißt Albert Kaspar, der von den „Drei Schneeballen“ Alfred Neumaier. Und wenn man nicht sicher wüsste, dass die beiden genauso wenig miteinander verwandt sind wie all die Krämers, könnte man die Männer für Zwillinge halten. Beide sind geschätzte 1,65 Meter groß, grau meliert, überaus charmant, Schaffer, die bis morgens um sechs Hochzeiten in ihren Feiersälen ausrichten und um neun Uhr wieder auf der Matte stehen. Beide Gasthöfe haben eine Kegelbahn im Keller und jeweils ein altes Milchhäusle samt Forellenzucht vor der Tür. In beiden

Gaststuben hängen die Hochzeitskränze der Mütter hinter Glas an der Wand. Beide Wirte servieren zum Café Latte einen Keks und ein Stück Schokolade, und beide Wirte verabschieden jeden neuen Gast mit den gleichen Worten: „Und übrigens – in Hofstetten ist immer schönes Wetter.“ Doch halt, einige kleine Unterschiede gibt es: In der „Linde“ stehen die Gamsgeweihe in Gläsern auf den Tischen, in den „Drei Schneeballen“ hängen sie an der Wand. Und: Im Schneeballen hat

der Heimatschriftsteller Heinrich Hansjakob gewohnt, wenn er in Hofstetten Urlaub machte. Hansjakob steht auf der Vorzeigeskala der Hofstetter gleich auf Platz zwei – nach dem SC. „Da, wo die Menschen mich nicht plagen und ärgern“, schrieb der Dichter, „wo keine Hunde bellen, keine Kinder schreien, keine Wagen rasseln und keine Peitschen knallen und wo eine schöne Natur: Berg, Wald, Wasser, mich umgibt – da ist mein Paradies. Einen solchen Ort habe ich nur gefunden in Hofstetten bei Hasle.“



- Angela Kaltenbach in ihrem Dorfladen: Von Quartett-Karten bis zur Grießklößchensuppe.

TATSÄCHLICH BELLT, SCHREIT UND RASSELT hier wenig. Dafür hat letztens ein Hofhund auf einer Wiese zwei Rehe gerissen und deren Mäuler und Hälse bis auf die Knochen abgefressen. Wenn Kinder durch das Dorf mit den schmucken Einfamilienhäusern laufen, schreien sie nicht, sie rufen höchstens „Hallo, Herr Bürgermeister!“ über die Straße, wenn sie Henry Heller treffen. Henry Heller federt in den Knien, wie er es immer tut, winkt und ruft ein beherztes „Hallo, Kinder!“ zurück. „Ist das nicht sympathisch“, sagt er dann. >>



– Wirt Alfred Neumaier vor seinem Gasthof.

„WIR WOLLEN DEN HERRGOTT BITTEN, DASS ER UNSEREM FREUND UND GÖNNER HERRN FABRIKANT HANS-JÜRGEN KLAUSSNER NOCH VIELE JAHRE DIE GESUNDHEIT ERHÄLT...“

Auch rasselnde Wagen gibt es in Hofstetten schon lange nicht mehr. Dafür rauschen mittags Lastwagen aus dem Neubaugebiet durch den Ortskern.

Früher, sagt Hans-Jürgen Klaussner, der Krösus unter den Hofstettern, habe es hier nur drei Autos gegeben. „Heute fühlt man sich, als säße man an der Autobahn zwischen Appenweier und Offenburg.“ Es ist mittags, kurz vor zwölf, und Hans-Jürgen Klaussner sitzt in der „Linde“ vor der Tageszeitung und einem Glas Rotwein. Klaussner, der Erbe der Polstereifabrik Hukla in Haslach, ist ein drahtiger, kleiner Mann, 68 Jahre alt. Klaussner soll zwei Golfplätze, einen Tennisplatz hinterm Haus im Wald und ein Schwimmbad im Keller besitzen.

Klaussner ist der Gönner von Hofstetten. In den 90er Jahren hat Hans-Jürgen Klaussner das Vereinsheim für den SC gesponsert und nach seinem ebenfalls spendablen Vater Eugen benannt.

Vor ein paar Jahren hat er 5 000 Euro für das Osterkonzert der Musikkapelle gespendet und genauso viel an die Kirche, damit die Ministranten zum Ministrantentreffen nach Rom fahren können. „Möge der Herrgott alles vergelten, was Sie für die Mitmenschen getan haben“, schreibt der Altbürgermeister Franz-Josef Krämer in seiner mit Schreibmaschine getippten Ortschronik: „Wir wollen den Herrgott bitten, dass er unserem Freund und Gönner Herrn Fabrikant Hans-Jürgen Klaussner noch viele Jahre die Gesundheit erhält, so dass er noch lange bei uns bleiben kann.“

Seine nachhaltigste Schenkung war wohl die Finanzierung des Eugen-Klaussner-Seniorenzentrums, damit die alten >>



– In der „Linde“ stehen die Gamsgeweihe in Gläsern auf dem Tisch.



HERAUSFORDERUNGEN
annehmen

Stahlproduktion in Kehl



Hofstetter ihr „Paradies“ nicht verlassen müssen. Manchmal zeigt Bürgermeister Heller im Altenheim die PowerPoint-Präsentationen seiner Urlaubsreisen: Heller zu Füßen von Abraham Lincoln in Washington, beim Tauchen im Roten Meer. So bringt der Bürgermeister ein bisschen weite Welt in das Dorf.

HELLER IST WOHL DER EINZIGE, der eigentlich überhaupt nicht nach Hofstetten passt. Er ist evangelisch, wo fast alle Einwohner katholisch sind; er ist der erste Bürgermeister, der nicht in Hofstetten aufgewachsen ist, sondern in Bad Bentheim, an der Grenze zu den Niederlanden. Er kam 1995 mit 37 Jahren als Junggeselle in das Dorf, in dem man sehr jung heiratet. Vorher hatte er als Bauingenieur in Offenburg gearbeitet. Es reizte ihn, einem ganzen Ort vorzustehen statt nur einer Abteilung. Als in Hofstetten Bürgermeisterwahlen anstanden, kandidierte er und wurde gewählt. Er heiratete eine Hofstetterin und hat einen mittlerweile erwachsenen Sohn. Obwohl er „en Reigschmeckter“ sei, finden ihn die Hofstetter „scho recht“. Weil er seinen Job passabel mache. Und weil sich zur Bürgermeisterwahl nie ein Kandidat findet, den die Hofstetter lieber hätten. Bei der letzten Wahl wurde Heller mit über 90 Prozent wiedergewählt. Wenn er Geburtstag hat, „der Henry“, dann schnappen sich die Hofstetter einen Schnaps für ihren Schultes und wandern den Berg hinauf zum Neubaugebiet, in das er sich ein weißes Haus mit gelben Chrysanthemen unter der blauen Hausnummer gebaut hat.

Tagsüber sitzt Heller in seinem Rathaus, das letztens für 1,2 Millionen Euro saniert wurde und in dem er als Einziger gelegentlich rauchen darf. Manchmal fährt er gemeinsam mit den Bürgermeistern von Mühlenbach, Fischerbach und Haslach in seinem BMW nach Offenburg zum Kreistag. Da kommt die „Kinzigtal-Mafia“ heißt es dann schon mal.

– Sitzung des Gemeinderats. Einig im Kampf gegen das Hochwasser.



JEDES MAL, WENN ES REGNET, ZIEHEN SIE NOCH HEUTE DIE KÖPFE EIN UND HOFFEN, DASS NICHT WIEDER WASSER UNTER DEN TÜREN HINDURCHLÄUFT.

Die Erinnerung an die Überschwemmungen ist immer noch allgegenwärtig. Jetzt muss ein Rückhaltebecken für das Regenwasser gebaut werden. So groß, dass das halbe Dorf drin Platz hätte.

Das Hochwasser kam im Jahr 2006. Und dann noch einmal 2008. Es drückte Schlamm in die Ritzen der Fachwerkhäuser, überschwemmte Keller, die Kegelbahn der „Drei Schneeballen“ und riss einen Landwirt in den Tod. Im Schwimmbaden des Freibads schwammen Karpfen aus dem Waldsee, der Sportplatz sah aus wie die Küste vor Norderney bei Ebbe und durch den Ortskern trieben Autos – vorbei an der Sparkasse, dem Rathaus und dem einzigen Briefkasten. Jedes Mal, wenn es regnet, ziehen sie noch heute die Köpfe ein und hoffen, dass nicht wieder Wasser unter den Türen hindurchläuft.

– Alt werden und dennoch im Dorf bleiben – dank einer Millionenspende für das Seniorenstift.



– Vorgartenidylle in Hofstetten. Jeder darf hier so sein, wie er will.



„Ausnahmestand war das“, sagt Heller. Sogar die Bild-Zeitung sei da gewesen und habe zugeschaut, wie die Hofstetter ihr Dorf trocken egten. „Wir haben ein Jahr gebraucht, um die Schäden zu beseitigen“, sagt Heller. Er erzählte das erste Mal, im Jahr 2006, wurde ein Kalb nach ihm benannt. Das Kalb endete zwei Jahre später als Hackfleisch in einem Supermarktregal. Heller war nicht amused. „Die hätten ja eine Gans nach mir benennen können. Die lebt wenigstens länger.“

WÄRE HOFSTETTEN EIN ROMAN, dann wären fast alle in dem Dorf Helden. Angela Kaltenbach, die die Hofstetter mit Brötchen und Zeitschriften versorgt, Henni und Hein, die ohne den SC nicht leben können, Hans-Jürgen Klausner, ohne den Hofstetten nicht leben könnte, und Henry Heller, ohne dessen strahlendes Lachen sehr viel weniger Sonne scheinen würde in dem sonst so sonnigen Ort. Nur einer in Hofstetten ist kein Held. Der Kofler, der „Jessesnei“ über den Fußballplatz gebrüllt hat. Er ist ein Sonderling, aber doch einer, der nicht wegzudenken ist und den sie irgendwie trotzdem lieben.

Jeden Morgen fährt der Kofler mit dem Fahrrad nach Haslach, trinkt ein Spezi und fährt zum Mittagessen wieder zurück nach Hofstetten. Nachmittags schwingt er sich wieder auf sein Rad und macht die gleiche Tour. In Haslach ist er stadtbekannt – und hat in einigen Geschäften der Fußgängerzone sogar Hausverbot. Weil er andauernd singt, Selbstgedichtetes, was er gerade tut, was es zum Mittagessen gab, was er erlebt hat. Das schreckt die Kunden ab. Der Kofler radelt an diesem Abend in seiner Regenjacke, die schon bessere Tage erlebt hat, am Gasthof „Linde“ vorbei, in dem Hans-Jürgen Klausner sitzt und vielleicht überlegt, wo er „seinem“ Hofstetten noch was Gutes tun kann. Er radelt am Rathaus vorbei, in dessen neuem Bürgersaal Henry Heller gerade sein elektrisch beleuchtetes Ortswappen anknüpft.

Hofstetten mag klein sein, aber es hat die Größe, dass jeder hier so sein darf, wie er will.

OFFENBURG 21



– Die Ordensfrau will sich nicht hinter Klostermauern verstecken. Notfalls entwirft Sie auch Flugblätter gegen das Bahnprojekt.

Die sanfte Stimme von Schwester Martina hat die Bahn das Fürchten gelehrt. Dank auch ihres Protestes wird der Ausbau der Rheintalstrecke für die Anwohner nun erträglich gestaltet.

Text **Esther Göbel**

♦ **DER HÄNDEDRUCK IST FEST, DAS „HALLO“ BESTIMMT.** „Ich bin gleich bei Ihnen“, sagt Schwester Martina, „ich muss nur noch einmal schnell zur Pforte, da hat es geklingelt.“ Ans Handy muss sie leider auch noch mal, der Lokalredakteur will ein Interview zum Thema Bahngipfel, und der SWR hat sie auch schon wieder als Gesprächspartnerin angefragt.

DIE OBERIN DES AUGUSTINER-KLOSTERS „Unserer Lieben Frau“ in Offenburg trägt eine rosige Frische im Gesicht, trotz ihrer 64 Jahre. Bis vor kurzem leitete sie als Direktor noch die zum Kloster gehörende Mädchenschule. Und dann ist da noch die Sache mit der Bahn. Es geht um das zweitgrößte Bauprojekt der Deutschen Bahn im Südwesten nach Stuttgart 21, den Ausbau der Rheintalstrecke von Karlsruhe nach Basel. Für die Stadt Offenburg bedeutet das: knapp 500 Güterzüge täglich, alle drei Minuten einer, mitten durch die Stadt. „Das werden sich die Bürger nicht gefallen lassen“, sagt sie und verschränkt dabei die Arme. „Zum Baustart wird es erst gar nicht kommen, da bin ich mir hundert Prozent sicher.“ Die hundert betont sie lieber noch einmal. Dann holt sie Luft, beugt sich nach vorn, spannt ihren Körper an und



„Ich habe dem Grube mal tief in die Augen geschaut und gesagt: So geht das nicht!“

– Vier Mal am Tag beten: Mit 23 trat Schwester Martina ins Kloster ein und hat es nie bereut.

sagt: „Wir müssen alles für das Recht des Bürgers tun, so geht es nicht!“ Oder: „Wir müssen das Unheil von den Bürgern abwenden, wir müssen sie schützen!“

32 ORDNER ZUM THEMA BAHN hat Schwester Martina gesammelt, sie füllen fast ein ganzes Regal in ihrem Büro, allesamt sauber beschriftet. Sie hat sich eingearbeitet in EU-Richtlinien, wissenschaftliche Untersuchungen zum Thema Lärm, kennt jede Äußerung von Politikern zum Thema. Vor zwei Jahren, als der damalige Bahnchef Helmut Mehdorn noch im Amt war, hat sie Anzeige gegen ihn erstattet, wegen falscher Behauptungen. Mit Bahnchef Grube hat sie Mitleid: „Der hat es auch nicht leicht wegen Stuttgart 21, dabei kann er gar nicht so viel dafür. Ich will ihm das nötige Vertrauen schenken. Aber ich will Taten sehen.“

Da ist es wieder, das schelmische Lächeln in ihrem Gesicht. Natürlich war sie beim „Bahngipfel“ in Offenburg. „Die wussten gar nicht, dass wir auch da sein würden“, sagt Schwester Martina und kichert. „Ich habe dem Grube mal tief in die Augen geschaut und gesagt: So geht das nicht! Ich traue Ihnen zu, dass Sie auch anders können.“

Seit vier Jahren entwirft Schwester Martina nun schon Flugblätter, organisiert Demonstrationen, trifft Politiker und Bahnvertreter. Längst ist sie mit ihrer unverrückbaren Haltung bei den Anhängern des Protests zu einer Galionsfigur gegen „Baden und Offenburg 21“ geworden. Die Ordensfrau will sich nicht im Kloster verstecken, sondern hat zu allen weltlichen Dingen eine eigene Meinung. Egal ob Facebook („da halte ich nichts von“), Abtreibung („allein Gott hat das Recht, Leben zu nehmen“) oder die Kopftuchdebatte („das stört mich nicht; ich lege ja auch nicht meine Ordenskleidung ab“). Schwester Martina äußert sich klar und unumwunden. Und wenn die NPD in Offenburg demonstriert, wird sie bei den Gegendemonstranten mitmarschieren und ihr Plakat hochhalten.

„Politik gehört doch zum Leben“, erklärt Schwester Martina. Auch zum Klosterleben. Schon die Gründerväter um Augustinus hätten ein starkes Engagement für die Gesellschaft gefordert. „Ich habe meinen Schülerinnen immer gesagt: Wenn euch etwas stört, dann wehrt euch. Ihr müsst selbst den ersten Schritt wagen.“ Ihr Motto: Kühn und demütig etwas wagen – mit Gottes Hilfe. Er gebe

ihr Kraft, sagt sie. „Immer nur beten, das könnte ich nicht. Ich brauche die Menschen.“

SCHWESTER MARTINA BETET VIERMAL AM TAG, gemeinsam mit den anderen vier Schwestern des Ordens, morgens, mittags, nach dem gemeinsamen Abendessen und noch einmal allein, bevor sie zu Bett geht. Wenn sie in der kleinen Kapelle des Klosters sitzt, die Augen konzentriert auf das Gebetsbuch gerichtet, scheint es, als mache das Kraftwerk einmal Pause. Ihre Stimme verändert sich dann und fällt in einen leichten Singsang, das Gesicht wird ernst.

Schon als junger Mensch habe sie es gespürt. „Ich wollte einfach mehr. Sonntags in die Kirche gehen, ein bisschen beten – das haben ja alle gemacht. Mir hat das aber nicht gereicht.“ Mit zwölf formuliert sie erstmals für sich den Gedanken an ein Klosterleben. Aber sie schiebt ihn weg, erzählt niemandem davon. Und bewundert gleichzeitig einen Verwandten, der sein Leben als Pater lebt. Als sie 16 ist, sagt ein befreundeter Junge aus der Schule zu ihr: „Ich glaube, du bist zu etwas Höherem berufen.“ Da denkt sie: „Ist das vielleicht ein Zeichen von Gott?“ Sie weiß, dass ihre allein erziehende Mutter eine Entscheidung für das Klosterleben nicht gutheißen würde. Nach dem Abitur verlässt sie ihren Heimatort Villingen und erlernt ihren Traumberuf: Lehrerin. Mit knapp 21 Jahren ist sie fertig ausgebildet, so jung, dass sie gar nicht vereidigt werden darf. Der Gedanke, als Nonne leben zu wollen, setzt sich fest. Also schaut sie sich verschiedene Klöster an. „Als ich hier in Offenburg durch das Tor ging, wusste ich: Hier gehöre ich hin.“ Mit 23 tritt sie ein. Nie hat sie diesen Schritt bereut. Sicher, es gibt Dinge, die sie habe opfern müssen für das Klosterleben. Sie hat nie viel von der großen weiten Welt gesehen, hat keinen Mann, keine eigene Familie. Doch ihr fehlt nichts. Als sie damals ihr Gelübde ablegte, hat sie, die im früheren Leben Gabriele hieß, sich selbst den Namen für ihr Klosterleben ausgesucht: Martina – „Die vom Kampf Erprobte.“

„BOMBEN, BOMBEN“

Früher besprühte er Züge, heute mischt er die Kunstszene auf: Stefan Strumbels provokante Kuckucksuhren hängen in Galerien von Offenburg bis New York. Er bricht mit den alten Traditionen, mit Handgranaten sprengt er den Heimatbegriff. Doch was genau will er damit eigentlich sagen?

Heimat sei „die stärkste Droge der Welt“, sagen Sie. Hatten Sie schon mal eine Überdosis?

Mit Sicherheit. Ich fühle mich in meiner Heimat Offenburg sehr wohl – aber zu viel davon macht mich krank, ich bekomme dann diese Heimatdepression und merke: Ich muss hier weg! Dann fahre ich nach Hamburg, Berlin oder New York und lasse mich inspirieren. Zwei Wochen im Monat bin ich auf Reisen. Das ist mein Spagat: Ich bringe den Wald in die Stadt und die Stadt in den Wald.

In der New York Times sprechen Sie davon, wie Hitler den Begriff Heimat missbrauchte und dass es an der Zeit sei, unsere Vergangenheit zu überwinden. Deutschland müsse neue, unbeschwerte, farbenfrohe Wege gehen. Mit bunten Handgranaten und Sturm-Gewehren? Der Heimat-Begriff hat ja wirklich viel gelitten. Ich glaube, eine gewisse Leichtfüßigkeit fördert Kreativität – und die würde Deutschland im Moment ganz gut

tun. In meinen Objekten spiegle ich die Idylle wider, die heile Welt im Schwarzwald – und bringe gleichzeitig eine Gegendarstellung. Das ist meine Art zu rebellieren. Außerdem ist zwischen den Granaten ein Herz.

Das bedeutet?

Es steht für meine Liebe zum Bomben (Graffiti-Szenebegriff für das Besprühen von Wänden und Zügen, Anm. d. Red). Dieses ständige Wiederholen, immer wieder Auffallen. Ich komme aus dem illegalen Zug-Graffiti, da ging's nicht um Qualität, ich habe keine tollen Häuserwände gemalt, sondern es ging um pure Illegalität, darum, nachts raus zu gehen und zu bomben, bomben, bomben. Das habe ich über Jahre hinweg gemacht, doch dann gab es Probleme mit dem Staat.

Mit siebzehn wurden Sie das erste Mal an einem Zug erwischt.

Insgesamt haben sie mich viermal gepackt. Das letzte Mal wurde es ernst, sie haben uns ein Jahr lang observiert. Es gab Hausdurchsuchungen, die ganze Prozedur. Ich wollte weitermachen, aber irgendwann ging es nicht mehr. Da habe ich mir überlegt: Was macht eigentlich ein Sprüher? Er markiert sein Revier, seine Heimat. Er gestaltet sie, zeigt, dass er da war. Ganz laut und frech, er gibt alles, ohne dass er damit Geld verdient. Das ist sehr authentisch, das Ganze. So bin ich

auf das Thema Heimat gekommen. Und so wie ich früher meine Tags an Züge gesprüht habe, bombe ich heute eben immer wieder diese Kuckucksuhr.

Heutige Sprüher finden Ihre Kunst inzwischen Schickeria-lastig . . .
...jaja, okay, klar...

...sie nennen sie „CDU-Punk!“
CDU-Punk? Find ich geil! Find ich richtig cool!

Es macht Ihnen also nichts aus?
Nein, dann müsstest du dich als Künstler ja umbringen. Wenn du ausstellst, musst du mit Kritik umgehen können.

Was ist die Botschaft Ihrer Bombing-Uhr?
Es geht bei mir immer um die große Frage: Was ist Heimat? Ich versuche ja nicht, damit den Kunstmarkt intellektuell aufzuwerten und den Gästen einer Ausstellung zu erklären, was ich gerade fühle.

Wird also zu viel in die Uhr hineininterpretiert?
Ganz genau, ich bombe einfach! Das wäre, wie wenn du den Schriftzug HOME auf einen Zug sprühst, in schwarz. Und einer sagt: Oh Gott, der Sprüher hat bestimmt getrauert. Dabei hat der einfach nur ne schwarze Dose im Schrank gehabt, ganz banal.

Die Fragen stellte Julius Schophoff.



→ Provokantes Spiel mit Klischees.



Agentur mit Durchblick.

**OMM MA
RÜBER**

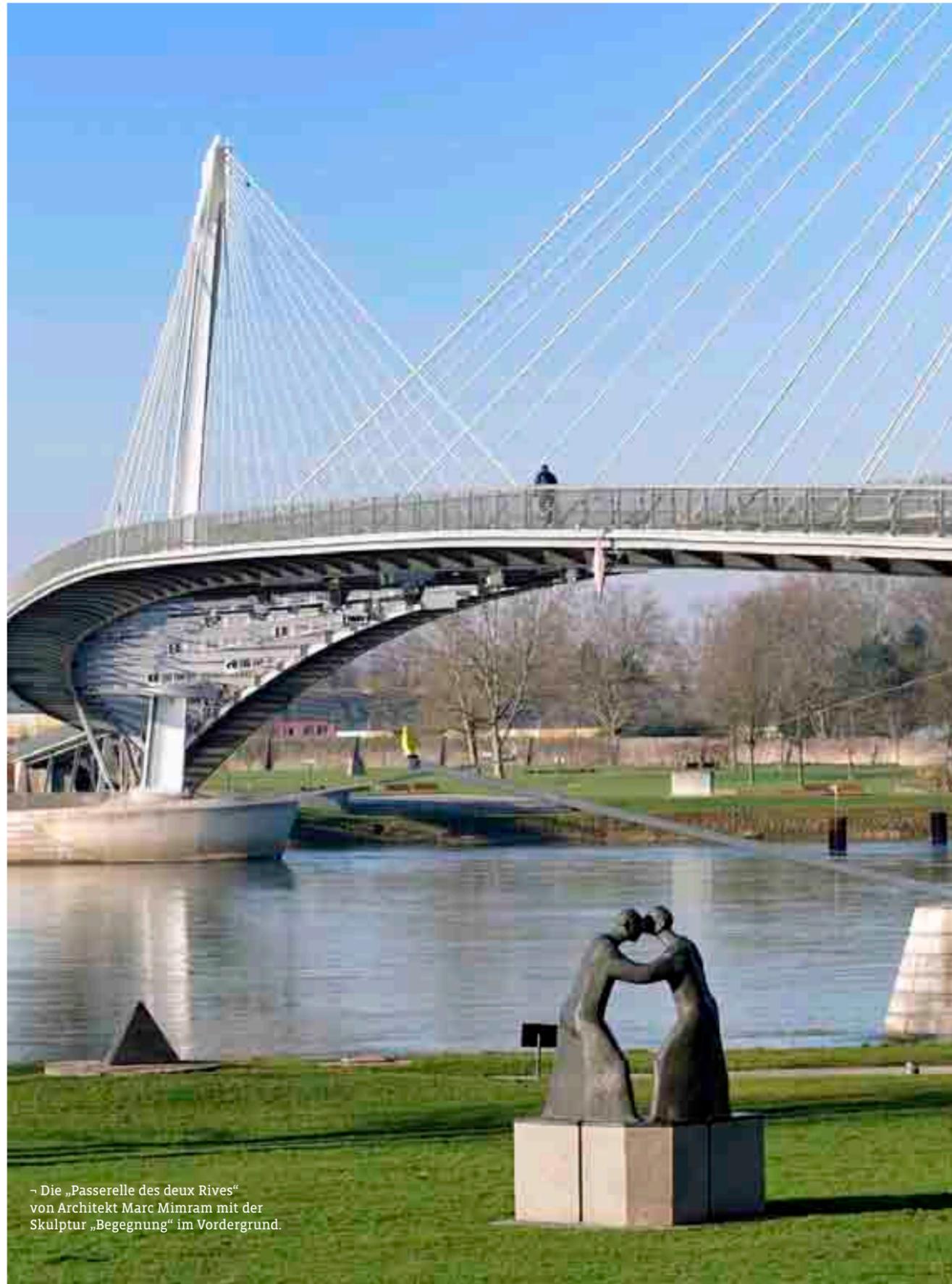
der Einweihung der Fußgängerbrücke zwisch
ürg und Kehl sind die Verbindungen über de
noch enger geworden

Die Straßburg mit Kehl verbindet
recht. Tagli

KALISCH & PARTNER
WERBEAGENTUR GMBH

Die Adresse für gute Werbung: Kalisch & Partner Werbeagentur GmbH, Carl-Zeiss-Straße 18 b, 77656 Offenburg

www.kalisch.de, www.fotokalisch.de



→ Die „Passerelle des deux Rives“ von Architekt Marc Mimram mit der Skulptur „Begegnung“ im Vordergrund.

KOMM MAL RÜBER!

Mit der Einweihung der Fußgängerbrücke zwischen Strasbourg und Kehl sind die Verbindungen über den Rhein noch enger geworden.

Die Europa-Brücke, die Strasbourg mit Kehl verbindet, trägt ihren Namen zurecht. Täglich queren 35 000 Fahrzeuge den Rhein, nochmals 22 000 Menschen nutzen den Linienbus zwischen den beiden Städten. Dabei ist für die Franzosen vor allem ein Arbeitsplatz in Deutschland lukrativ.

IN DER ORTENAU FEHLTEN FACHKRÄFTE und auf der anderen Rheinseite die Arbeitsplätze. Also gründeten das Offenburger Arbeitsamt und die französische Arbeitsagentur ANPE vor ein paar Jahren eine gemeinsame Vermittlungsstelle. Seitdem ist für viele tausend Arbeitnehmer die Fahrt zur Arbeit über den Rhein beruflicher Alltag. Täglich pendeln fast 7 000 Franzosen aus Strasbourg und Umgebung nach Kehl zur Arbeit. Die höheren Löhne und eine Fünf-Tage-Woche locken. Für Deutsche ist der Weg über den Rhein dagegen weniger lukrativ: Nur etwa 1 000 pendeln zum Arbeiten nach Frankreich. Hohe Steuer- und Sozialabgaben machen den Arbeitsplatz auf der anderen Seite nicht attraktiv.

Roswitha Huber von der Agentur für Arbeit in Offenburg sagt: „Der Nachwuchs in Deutschland wird knapp. Bis zum Jahr 2025 wird sich die Bevölkerung hier in der Gegend um 16 000 Menschen verringern.“ In der Tat ist die Ortenau der industriestärkste Kreis am Oberrhein. Metall- und Maschinenbau, Logistik, Holzwirtschaft, Gesundheit, Tourismus und Medien sind die wichtigen Branchen in der Region. Die Fäden für das regionale Marketing laufen bei der Wirtschaftsregion Offenburg/Ortenau (WRO) zusammen. „Was unsere Region als Arbeitsplatz

so attraktiv macht? Natürlich gehört der Branchenmix dazu, der die Region in Krisen weniger anfällig macht. Dann aber auch die Nähe zu Frankreich und die exzellenten Hochschulen im Umkreis. Und schließlich auch die Familienfreundlichkeit mit einer intakten Bildungsstruktur und bezahlbaren Immobilien; und auch die sehr flexiblen Arbeitszeitregelungen unserer meist inhabergeführten Unternehmen spielen da eine Rolle“, sagt WRO-Geschäftsführer Manfred Hammes.

Beispiel: Automotive Testing Technologies GmbH (ATT) in Kehl-Auenheim. Das Unternehmen stellt Prüf- und Hebetchnik für Fahrzeuge her, die sie weltweit vertreibt. Geschäftsführer Steffen Nußbaum sagt: „Wir bieten unseren französischen Mitarbeitern Deutschkurse an, Präsentationen machen wir meist zweisprachig oder reden auch mal Englisch.“ Jacqueline Hanns, die bei ATT arbeitet, fährt täglich über die Brücke. „Ich habe mich daran gewöhnt, morgens auf Deutsch zu denken und zu sprechen und abends auf Französisch.“ Sie versucht, das Beste aus beiden Kulturen zu ziehen: den Perfektionismus der Deutschen und die Offenheit der Franzosen. In der Mittagspause tausche sie mit ihren deutschen Kolleginnen manchmal Rezepte aus.

IN WENIGEN JAHREN RÜCKEN DIE BEIDEN REGIONEN NOCH NÄHER ZUSAMMEN. Bis 2014 soll eine Straßenbahnbrücke das deutsche und französische Rheinufer verbinden, damit die Strasbourg Tram nach hundert Jahren wieder in das badische Kehl fahren kann.

Hanni Heinrich

ZEHN TIPPS

Aus der Vielfalt der Freizeitangebote haben die Autoren einige Highlights ausgesucht. Sie sind dabei über Klettersteige gewandert, haben Kochkurse besucht oder sind im Strasbourger Sauerkraut-Theater der badisch-elsässischen Seele begegnet.



AUF SCHMALEM GRAT WANDERN

Eine Tour zum alpinen Klettersteig Karlsruher Grat

1

Schaufelradbagger, Kies-Lkw und Sandstaub – wer den einzigen alpinen Klettersteig des Schwarzwaldes erklimmen will, muss diese Hindernisse überwinden. Zumindest, wenn er die Tour im Ortskern von Ottenhöfen startet. Bequeme Zeitgenossen fahren die ersten zwei Kilometer mit dem Auto und beginnen am Parkplatz hinter dem Schotterwerk.

Wenige Schritte nach dem Werksgelände passiert der Wanderer die Erinnerungstafel für einen 1957 tödlich verunglückten Holzfäller, ein Schild weist zum „Edelfrauengrab“. Zwischen steilen Hängen, auf denen Fichten, Buchen und Farne balancieren, schlängelt sich ein Pfad das Gottschlätal hinauf. Mittendrin verwandelt sich das sonore Rauschen in tosendes Prasseln; das Bächlein überwindet auf kurzer Strecke hundert Höhenmeter und ergießt sich in Wasserfällen ins Tal. Neben einem der Stürze, erreichbar über eine Steintreppe,

ist der Fels dunkel ausgehöhlt. Der Sage nach hat dort Kreuzritter Wolf von Bosenstein seine Frau bei lebendigem Leib in der Grotte eingemauert. Sie war ihm fremdgegangen, während er auf dem Schlachtfeld kämpfte.

Der Weg führt im Zickzackkurs über 180 ausgetretene Stufen weiter hinauf. In 750 Metern Höhe muss man sich entscheiden. Wer nicht schwindelfrei ist, der umgeht den Karlsruher Grat besser. Zwischen den Zacken des Grats bieten sich viele Plätze zum Ausruhen. Im Westen liegt die Rheinebene, in die übrigen Himmelsrichtungen blickt man auf die zerfurchten Täler des Schwarzwaldes. Als stünde man auf dem Rücken eines Wals, der mit einer riesigen Welle schwimmt, steht man auf dem grauen Fels.

Am Ausstieg des Grats treffen sich Kletterweg und Umgehung wieder. Ein kurzer Anstieg hinauf zum „Bosensteiner Eck“, dann geht es nur noch abwärts. Gut ausgeschildert führen ein steiler Waldweg und Feldwege zurück ins Dorf. Die gesamte Strecke ist rund zehn Kilometer.

Fotos: David Weyand / Tourist-Information Ottenhöfen, Axel Bengsch (Karte)

WANDERTIPPS

DEN MÜHLEN FOLGEN

Ottenhöfen trägt nicht zu Unrecht den Beinamen „Das Mühlendorf“. Ein Zwölf-Kilometer-Rundkurs führt an neun Mühlen vorbei und eröffnet dem Wanderer die hübschen Seitentäler des Ortes.
www.ottenhoefen.de

VON LODDAR LERNEN

Weihnachten 1999 zerstörte Orkan „Lothar“ große Waldflächen im Schwarzwald. Im Naturschutzgebiet Schliffkopf an der Schwarzwaldhochstraße können Besucher auf einem Lehrpfad über Wurzeln, Stämme und Holzstege wandern und erkunden, wie sich die Natur von selbst regeneriert. Der 800 Meter lange Erlebnisweg kostet keinen Eintritt und hinterher gibt es im „Schliffkopf“ eine kulinarische Belohnung. www.naturschutz.landbw.de

DEM WEIN HULDIGEN

Burgen, Schlösser, Winzerorte – auf dem Weinpfad treffen sich Kultur und Kulinarisches. Wald- und Weinbergswegen führen von Gernsbach im Murgtal über Kappelrodeck und Oberkirch nach Diersburg. Eine Markierung – rote Raute mit blauer Traube – weist den Weg. Die 120 Kilometer lassen sich in mehrere Tagesetappen teilen.
www.weinparadies-ortenau.de



~ LINKS Schon der Anstieg zum Karlsruher Grat raubt einem den Atem.

~ RECHTS Nur etwas für geübte Wanderer: der einzige Alpine Klettersteig erfordert Ausdauer und Trittfestigkeit.





→ Küchenchef Martin Herrmann liebt die Küchenpartys: Sie bringen Abwechslung in den Alltag.

dem Elsass gekommen, Urlauber aus Niedersachsen, ein Ehepaar aus Stuttgart: für 36 Euro eine solche Vielfalt an Gerichten, da wird es selbst den Schwaben warm ums Herz. „Für uns“, sagt Herrmann, „ist so eine Küchenparty eine Abwechslung. Es ist entspannter, weil die Zahl der Gerichte kleiner ist als sonst.“

Mit 30 Jahren wurde Herrmann von den Kritikern des Michelin-Führers mit dem ersten Stern ausgezeichnet. Das war 1998, und es dauerte zwölf Jahre, für Herrmann fast eine Ewigkeit, bis der zweite Stern folgte. „Wie ein Ritterschlag war das“, sagt der heute 42-Jährige, denn tatsächlich ist der Sprung in die Mehr-Sterne-Liga nur wenigen vergönnt.

Dabei ist der Südwesten Deutschlands mit Abstand die kulinarisch führende Region. Mit 55 Sterne-Restaurants liegt Baden-Württemberg weit vor allen anderen Bundesländern. Die Nähe zu Frankreich, aber auch ein Qualitätsbewusstsein unter den Verbrauchern und vielleicht der badische Hang zum Genießen sind daran



→ Noch ein wenig Sauce zum Adlerfisch-Filet.

fernt, was gemeinhin als Hähnchen am Spieß daherkommt: Herrmanns Qualitätsanspruch beginnt schon bei der Aufzucht und der Fütterung der Tiere. „Die Produkte, die wir verwenden, kommen fast alle aus der Region oder aus dem nahen Frankreich“, sagt er.

Bodenständig und heimatverbunden ist Herrmann ja schließlich auch: Seit fast 25 Jahren ist er dem Hotel Dollenberg treu – mit Ausnahme einiger kulinarischer Ausflüge nach Japan und Hongkong. Seither veredelt er die badischen Gerichte bisweilen mit einem Hauch Asien.

Dem Meister gegenüber serviert der Sous-Chef des Restaurants gerade Adlerfischfilet, auf Tomaten-Zuckerschoten-Ragout und rotem Paprikaschaum. Ein Gast aus Niedersachsen schaut fasziniert zu, wie das Filet auf dem Teller angerichtet, das Gemüse drapiert und mit dem Schaum gekrönt wird. Es sind Geschäftsleute aus

→ Den Köchen im "Le Pavillon" wird bei der Arbeit über die Schulter geschaut.



IN DER KÜCHE FEIERN

Besuch bei einer Küchenparty im „Le Pavillon“

2

Einem Sterne-Koch über die Schulter schauen, welcher Feinschmecker möchte das nicht einmal? Martin Herrmann, Küchenchef im Zwei-Sterne-Restaurant „Le Pavillon“ im Hotel Dollenberg in Bad Peterstal-Griesbach weiß von diesen Sehnsüchten der Hobbyköche, und darum lädt er regelmäßig zur „Küchenparty“ an den Herd. An solchen Tagen bleibt das Restaurant geschlossen und gegessen wird, was direkt aus den Töpfen der Küchencrew auf die Teller kommt.

Jeder Gast bindet sich als erstes die weiße Schürze um, dann kann er an 16 Stationen den restlichen Abend verbringen. Für jedes Gericht steht einer der Köche aus der Brigade Herrmann gerade, und wenn man ihn bittet, verrät er der Meister das Geheimnis der zarten Rinderbäckchen oder auch mal einen Trick, die Soße zu binden.

Martin Herrmann hat sich an diesem Abend hinter einem Stand postiert, auf dem er eine Maispoularde à la broche auf Rahmschwarzwurzeln in Rotweinsauce serviert. „A la broche“ bedeutet dabei nichts weiter, als dass die Poularde an einem Spieß im Backofen gegart wurde. Dennoch ist sie meilenweit von dem ent-

schuld, dass nahezu jeder Landgasthof der Ortenau eine besondere Küche bietet.

Wer jedenfalls die Autoschilder vor guten Restaurants beachtet, bemerkt den Trend: Heute kommen Franzosen über die Grenze, um gut, aber vor allem auch zu vernünftigen, sprich „raisonnablen“ Preisen zu essen. Gott mag in Frankreich wohnen, zum Essen geht er heute in die Ortenau.

Langsam wird es ruhiger in der Küche vom „Le Pavillon“. Es geht gegen Mitternacht und das Karamellaroma der Creme brûlée mit Mandarinen ist der letzte Duft, der die Partygäste verabschiedet. Draußen im Restaurant hat die Live-Musik zu spielen begonnen, ein Abend klingt aus, die Küchenschürzen werden abgelegt.

Kochen hat hier keiner der Gäste gelernt, aber manch einer ist angespornt, aus der eigenen Pfanne zuhause etwas Überraschendes zu zaubern.

Restaurant „Le Pavillon“, Hotel Dollenberg, Bad Peterstal-Griesbach, www.dollenberg.de

KULINARISCHE TIPPS

Was er an der Ortenau schätze, wurde Gourmet-Papst Wolfram Siebeck gefragt, und seine Antwort kam prompt: Man könne in fast jedem Dorfgasthof gut essen. Das ist für den Gast natürlich schön, für die Redaktion dieses Magazins dagegen ist es eine Qual. Welches Restaurant aussuchen und welches weglassen? Wir haben uns darum entschieden, uns auf wenige Tipps zu beschränken, darunter die mit einem Michelin-Stern ausgezeichneten Lokale.

DIE GANZE KLAVIATUR DER KÜCHE

Nur wenigen Restaurants der Spitzenklasse gelingt es, sowohl anspruchsvolle Gourmet-Gäste und bodenständige Schleckermäuler zufriedenzustellen. Entweder ist die Küche kreativ oder

→ Kinzigbrücke, Willstätt.



regional-solide. Im Restaurant Fallert gelingt dieser Spagat. Die Küchenchefs Gutbert und Marius Fallert (Vater und Sohn) beherrschen die ganze Klaviatur der gehobenen Küche, von der gerösteten Royal-Langoustine mit Papaya/Chili-Sauce bis zu Kutteln in Riesling. **Restaurant Fallert, Hotel Talmühle, Sasbachwalden, www.talmuehle.de**

NEUER SCHWUNG IN ALTEM HAUS

Seit 1750 ist der Rebstock schon im Besitz der Familie Hodapp. Inzwischen steht Karl am Herd, während Senior Josef Hodapp sich um die Rebstöcke des eigenen Weinbergs kümmert. Wie in vielen Gasthäusern der Ortenau ist auch hier die Brennerei gleich hinterm Haus, wo beste Edelbrände entstehen. Karl Hodapp hat die Küche im Rebstock nicht revolutioniert, aber doch mit ganz neuem Schwung erfüllt. Kein Wunder, denn während seiner Lehrjahre war er im Windows of the World in New York und in der Münchner Aubergine. **Rebstock, Kappelrodeck-Waldulm, www.rebstock-waldulm.de**

DER MEISTER DER FISCHKÜCHE

Der Gasthof Kinzigbrücke in Willstätt bei Kehl zählt zu jenen hervorragenden Dorfgasthäusern, die nur eine Landschaft hervorbringt, in der die Lebensfreude der Bewohner auf einen gesegneten Naturraum trifft. In unmittelbarer Nachbarschaft wachsen beste Früchte, gedeihen feinste Weine und grasen glückliche Kühe. Küchenchef

Gerd Körkel holt sich die besten Viktualien in seine Küche und gilt besonders als Fisch angeht als ein Meister seiner Zunft. Zu so einem Essen bietet das denkmalgeschützte Fachwerkhäus mit seinem kleinen Garten die denkbar schönste Kulisse. **Kinzigbrücke, Willstätt, www.kinzigbruecke.de**

DER GEIGENDE KOCH

Man erkennt schnell am Namen, dass ein Koch, der Pavel Pospisil heißt, nicht unbedingt aus Baden kommt. Doch eigentlich ist Küchenchef Pospisil aus der Gastro-Szene Mittelbadens nicht mehr wegzudenken. Der gebürtige Prager hat in vielen herausgehobenen Restaurants gearbeitet, ehe er sich 1996 in Bühl-Oberbruch niederließ. Seither gilt die Krone



als badisch-böhmische Symbiose. Pospisil hat die doch schwerere böhmische Küche mit der leichteren badischen Variante aufgeholfen und so etwas ganz Eigenes geschaffen, für das er immer wieder viel Lob einfährt. Wenn er mit sich und der Welt zufrieden ist, greift Pospisil auch mal abends zur Geige. **Pavel's Restaurant in der Krone, Bühl-Oberbruch, www.pospisilskrone.de**



→ Restaurant "Wilder Ritter", Durbach
→ Hotel Ritter, Durbach.



RESPEKT ERKOCHT

Flusskrebsschwänze oder Kalbsbries-terriner – es muss nicht immer Hummer oder Kaviar auf der Speisekarte stehen, um als Gourmet-Restaurant Anerkennung zu erhalten. Christian Baur hat sich in kurzer Zeit als Küchenchef im Wilden Ritter den Respekt erköcht, der letztlich auch in einem Michelin-Stern zum Ausdruck kam. Die Auswahl auf der Weinkarte zählt zu den besten weit und breit.

Restaurant „Wilder Ritter“, Hotel Ritter, Durbach, www.ritter-durbach.de

WENN DER VATER MIT DEM SOHNE

Im Gourmet-Restaurant Adler in Lahr stehen Vater und Sohn gemeinsam am Herd. Otto und Daniel Fehrenbacher sind nun schon seit Jahren eine verlässliche Bank, was eine regionalbetonte und dennoch abwechslungsreiche Küche angeht. Beim Fisch hält man sich dann aber doch lieber an die atlantischen oder mediterranen Fanggründe, wobei auch die heimische Forelle oder der Saibling aus dem Schuttertal hier zu finden sind. Adler, Lahr-Reichenbach, www.adler-lahr.de



EIN ECHTER GEHEIMTIPP IM NIEMANDSLAND

Eigentlich steht ja groß und deutlich „Au Bord du Rhin“ über dem Eingang, und doch kennen zumindest die Gäste aus Deutschland den Gasthof besser als „Niemandland“. Zu welcher Seite der auf einer Rheininsel zwischen Schwanau (Deutschland) und Gerstheim (Frankreich) gelegene Gasthof nun gehört, wissen nicht einmal die Wirtsleute Jacqueline und Remy Riss so ganz genau, und an den Gästen lässt es sich sowieso nicht ablesen: Die kommen von beiden Seiten des Rheins gleichermaßen gerne. Das „Niemandland“ hat eine wichtige Voraussetzung als Geheimtipp: Man findet es kaum, weil es kein Hinweisschild auf den Gasthof gibt. Nur wer weiß, dass man bei Nonnenweier über den Rhein fahren, dann ungefähr zwei Kilometer dem Kanal folgen muss, um dann scharf rechts abzubiegen und wieder links über eine Brücke zu fahren – der wird bei der Ankunft mit einer großartigen elsässischen bodenständigen Küche (Filet mit Morcheln, Entrecote, Zander in Riesling) belohnt und darf sich nach dem Essen sogar über die sehr moderate Rechnung freuen.

Restaurant Au Bord du Rhin, Gerstheim/Elsass, Tel.: 0033 388 983612 (Ruhetag Montagabend und Mittwoch)

→ Restaurant Au Bord du Rhin, Gerstheim/Elsass



Fotos: Gerardo Carrero

→ Sascha Hummel (rechts) mit Band-Mitbegründer Dennis Dittfeld (links). Schwanger sind sie nicht, das Kind in der Mitte scheint jedoch über ähnliche Erbanlagen zu verfügen.

<p>DIE SAU RAUSLASSEN Ein Konzertbesuch bei den Schwarzwald-Huzzlahzz</p>	<p>3</p>
--	-----------------

Sascha Hummel ist 33 Jahre, er bringt 140 Kilo auf die Waage und trägt einen Ring in der Nase, der in seinem großen Gesicht winzig wie ein Einfamilienhaus in Manhattan wirkt. Er sieht aus wie einer, der morgens Rock hört und abends im Gasthof Hirsch drei Hefeweizen bestellt. Hummel ist Musiker und macht zusammen mit einem Freund Bauern-Rap. „Schwarzwald Huzzlahzz“ (Haslas ausgesprochen), abgeleitet von hustler im Englischen, Gangster, nennen sich die Rapper aus der Provinz, kurz SWH. Während sich andere gern über die Provinz lustig machen, stehen die Huzzlahzz voller Überzeugung zur Provinz. In ihren Videos treten sie mit

Jägerhut samt Feder zum karierten Hemd auf. „Die Huzzlahzz sehen aus wie zwei dicke Bauerntrommel“, fragt Sascha Hummel in einem Lied und liefert selbst die Antwort. „Ja, und das mit Stolz!“ Hummel lebt in dem 3.000 Einwohner zählenden Ort Ohlsbach.

Die Schwarzwaldrapper setzen ihrer Heimat auf ihrer ersten CD, „Unter’m Dirndl wird gehuzzelt“, ein Denkmal. „Power tu de baue, too fat for rap“, rappt Sascha Hummel selbstbewusst. Dabei zieht er das so in die Länge, dass der badische Dialekt wie amerikanischer Gangster-Slang klingt. Die Lieder haben Titel wie „Rinderlude“, „Weinberga Honig-

schnegg“, „Countree Boyz“ und „Bauern Baunz“. Bei den Huzzlahzz ist das Landleben idyllisch und das Großstadtleben düster. „Alles dreht sich nur um Arbeit und das Geld. Kriminalität, Menschenmassen, Alkikids, Assitussis, Drogentote, alles nichts für mich.“ Die Schwarzwald-Rapper wollen denen eine Stimme geben, die nicht in der Großstadt leben und das auch nicht wollen. „Ich bin schon mit Karlsruhe überfordert“, räumt Sascha freimütig ein, der Anfang der 90er Jahre mit dem Reimen anfang und oft erklären musste, was Hip-Hop überhaupt ist.

Jonas Nonnenmann

www.kingovkingz.de



~ Erst die Schwarzwald-Tour, dann die verdiente Erfrischung mit "Black Forest".

DURCH DEN SCHWARZWALD RAUSCHEN

Eine Mountainbike-Tour

4

Wer in Ottersweier lebt, braucht mal Pause von der Ruhe. Das Dorf mit seinen ca. 6 000 Einwohnern ist idyllisch gelegen zwischen Schwarzwald und Rhein. Es gibt keine angesagte Disco, keine Kultkneipe, kein Multiplexkino – dafür Berge rundherum.

Radfahren ist hier eine Droge und mischt den behaglichen Alltag auf. Aber nicht das Radfahren auf ausgeschilderten Wegen, sondern das verbotene Fahren auf engen Wanderpfaden, das Fahren auf „Singletrails“. Das Motto für die Sportler heißt: Je steiler, desto geiler. Sebastian Theisen, 29, wohnt in Ottersweier. Die Stunden auf dem Mountainbike sind jene Zeit, die er kaum erwarten kann, wenn er wochentags im Anzug hinterm Steuer sitzt. Er arbeitet als Kaufmann im Außendienst, sein Hobby wurde zur Leidenschaft. Er verbringt mehr Zeit auf dem Sattel als mit seiner Freundin. Heute fährt er den längsten Trail im Nordschwarzwald: von Ottersweier auf die Hornisgrinde und anschließend zehn Kilometer hinunter zurück ins Tal. In hautenger Fahrradkluft steht er auf dem Parkplatz neben der Wallfahrtskirche Maria Linden, dem Startpunkt. In der blauen, dunstigen Ferne ragt ein Funkturm in den Himmel, auf 1164 Metern

Höhe. Es ist der höchste Punkt im Nordschwarzwald. „Jetzt geht's zwei Stunden bergauf“, sagt der Sportler.

Die harte Tour beginnt sanft. Eine asphaltierte Straße führt vorbei an Wiesen und Weinbergen zur Burg Windeck. Einige Wanderer laufen dem Mountainbiker hin und wieder entgegen. Keiner grüßt. Mountainbiker sind nicht gern gesehen hier. Ein verstaubtes Gesetz gibt der Gewohnheit Recht: In Baden-Württemberg ist das Radfahren auf Wegen unter zwei Metern Breite verboten. Rechts verengt sich der Waldweg und führt steil bergauf, Kieselsteine rutschen knirschend unter den Reifen weg, Theisen quält sich im ersten Gang. Bald gelangt er in einen Tannenwald, dunkel und neblig. Er schnauft vor Anstrengung, sein Atem malt Waldgeister in die kalte Luft. Der Pfad endet im Hochmoor, ein schmaler Holzsteg führt die letzten Meter auf die Hornisgrinde. Aus einem Teppich aus braunem Schilf ragt der SWR-Sendeturm. Theisen steigt ab und blickt ins Rheintal. Die Freiheit hier oben riecht nach Torf und schmeckt nach Müsliriegel. Hinter ihm erstreckt sich der Schwarzwald, mittendrin liegt wie eine Wasserpfütze der Mummelsee.

Die Sonne steht bereits tief, der Sportler macht sich bereit für die Abfahrt. Er schiebt den Sattel bis zum Anschlag, er setzt sich in die Luft, knapp über seinen Hinterreifen. Er steigt in die Pedale und rast bergab.

SPORTTIPPS

GEFÜHRTE MOUNTAINBIKE-TOUREN

Das Kinzigtal ist ein Paradies für Wanderer, aber auch Mountainbiker. Fast 70 geführte Mountainbike-Touren bietet das Tourismus-Forum „Gastliches Kinzigtal“ an und hält für sportliche Radler jede Menge Tipps, Tourenvorschläge und Serviceangebote bereit. Besonders zu empfehlen: Die Mountainbike-Arena Hausach mit Start und Ziel in Haslach. **INFOS UNTER: www.kinzigtal.com**

SEILTANZEN FÜR ANFÄNGER

Der Hochseilpark Alde Gott in Sasbachwalden hat 20 Stationen mit unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden. Die Netze, Schwebebalken und Trapezbrücken hängen in sechs bis zwölf Metern Höhe. **ANMELDUNG ERFORDERLICH UNTER: Telefon 07841 673150** Weitere Klettermöglichkeiten: Klettergarten Mehliskopf, **www.mehliskopf.de**

GOLFEN AM SCHWARZWALDRAND

Der Golfclub Ortenau gehört eher zu den kleineren Clubs im Land, dafür ist er mit seiner 55 Hektar großen Fläche bei Lahr-Reichenbach eine der schönsten Anlagen weit und breit. Eingebettet ins Tal sieht auch das Clubhaus aus wie ein altes Bauernhaus. Gäste nach Voranmeldung jederzeit willkommen. **INFOS UNTER: www.gc-ortenau.de** **WEITERE GOLFCLUBS:** Groebernhof, **www.golfclub-groebernhof.de** Urloffen, **www.gc-urloffen.de**

WINTERMÄRCHEN AM SEE

Nicht weit vom sagenumwobenen Mummelsee entfernt erstreckt sich auf dem Gebiet der Gemeinde Seebach ein rund 30 Kilometer langes, gespurtetes Loipennetz, das Langläufern das Herz erwärmt. Wunderbare Aussichten und ein ziemlich schneesicheres Terrain auf rund 1000 Meter Höhe machen den Winteraufenthalt zum besonderen Erlebnis. **www.seebach-tourismus.de**

LITERATUR- UND KUNSTRÄUME

In neuer Architektur und alten Villen

5

Es sieht aus wie gemalt, wenn die Abendsonne die Weinberge in Durbach in rötliches Licht taucht. Rüdiger Hurrle blickt aus dem Fenster und schwärmt. In den alten Weinbergen seiner Heimat hat er ein Museum für moderne Kunst eröffnet, die Sammlung Hurrle. Auf 2.000 Quadratmetern zeigt er 225 Bilder, Grafiken und Skulpturen, die einen Bruchteil seiner Sammlung ausmachen. Die Sammlung vereint keine internationalen Größen, sondern vor allem Künstler des Oberrheins, aus Baden und dem Elsass, sowie Künstlergruppen aus Karlsruhe, München und der ehemaligen DDR.

Sein erstes Werk kaufte sich Hurrle als Student in Genf: einen Steindruck von Picasso, für damals 125 Franken. Der junge Hurrle hatte nicht nur einen Sinn für Kunst, sondern vor allem unternehmerisches Gespür. Mit 36 Jahren begann er eine Karriere als Klinikinvestor, in drei Jahrzehnten baute er ein Imperium aus 32 Kliniken auf. 1998 verkaufte er an die Aktiengesellschaft Mediclin und hätte sich zur Ruhe setzen können. Doch auch als Pensionär suchte er Anerkennung und Erfolg. In einer seiner ehemaligen Kliniken, dem Mutter-Kind-Zentrum in Durbach, eröffnete er im Sommer 2010 das Museum für aktuelle Kunst.

Susanne Faschingbauer

KULTURTIPPS

WELTKUNST IN ZELL

Zell am Harmersbach ist ein malerisches Schwarzwaldstädtchen mit Fachwerk- und Jugendstilhäusern. Zell war im Mittelalter die kleinste Reichsstadt im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Dass sich hier ein Museum mit Werken weltberühmter Künstler befindet, wissen nur wenige. Galerist Walter Bischoff hat in der Villa Haiss seine Privatsammlung ausgestellt. Die denkmalgeschützte Villa beherbergt in den beiden oberen Stockwerken eine ständige Sammlung, welche die wichtigsten Bereiche zeitgenös-



~Ein Ort zum Sehen, Staunen und Lernen: das Museum für aktuelle Kunst in Durbach.

Widmet sich nur noch der Kunst: Unternehmer Rüdiger Hurrle.



~ Mediatheken in Bühl und Oberkirch (Bild): Architekt Robert Wurm



scher Kunst abdeckt, zu sehen sind u.a. Werke von Baselitz, Beuys, Christo, Kaminski, Warhol. **www.museum-villa-haiss.de**

VON KLASSIK BIS ROCK

Mit der Oberrhein-Halle verfügt die Stadt Offenburg über eine der architektonisch anspruchsvollsten Veranstaltungsorte der Region. Klassische Konzerte, Theateraufführungen, Jazz oder Kabarett – im Jahresprogramm findet fast jeder sein Highlight. **www.offenburg.de**

MEDIATHEK OBERKIRCH

In der internationalen Architektur-Literatur weithin beachtet. **www.oberkirch-db.de/mediathek**

FESTE UND TRADITIONEN

6

Vom verschossenen Pulver über die Chrysantheme bis zur ruhigen Hand



DAS HORNBERGER SCHIESSEN

„Wie das Hornberger Schießen“ heißt es, wenn eine aufwändige Sache kein Ergebnis bringt. Nach der Legende verschossen die Hornberger 1564 ihr Pulver, um den Herzog Christoph von Württemberg zu begrüßen. Als sich aus der Ferne eine große Staubwolke näherte, alle jubelten und die Kanonen donnerten, entpuppte sich die Staubwolke als Postkutsche. Das Gleiche geschah danach mit einem Krämerkarren und schließlich einer Rinderherde. Der Ausguck hatte jedes Mal falschen Alarm gegeben, und alles Pulver war verschossen, als der Herzog endlich kam. Einige Hornberger versuchten, durch Brüllen und „Piff-Paff“-Rufe den Kanonendonner nachzuahmen. Diese Version wird regelmäßig im Sommer auf der Freilichtbühne in Hornberg als volkstümliches Theaterstück aufgeführt.

DAS CHRYSANTHEMEN-FEST

Während andere Städte im Herbst grau werden, blüht Lahr auf. Der Grund: Während des „Chrysanthema“-Festivals im Oktober/November schmücken Tausende von Chrysanthemen Häuser, Beete und Spezialwagen. Die Blüten stammen von örtlichen Gärtnereien, die Chrysanthemen im freien Feld als Schnittblumen kultivieren. Veranstalter ist die Stadt. Passend zum Festival gibt es Chrysanthemen-Bier und -Trüffel. www.chrysanthema.lahr.de



HAHN UND HENNE HANDGEMALT

An sich wollte Josef Anton Burger seinen Kindern mit dem selbstgemalten Hahn und der Henne auf dem Frühstücksgeschirr eine Freude machen – das war kurz nach der Französischen Revolution in einer kleinen Werkstatt vor dem „Oberen Tor“ in Zell am Harmersbach. Burgers Idee entwickelte sich zu einer echten Marke, die inzwischen weltweit bekannt ist und für den Schwarzwald steht wie der Bollenhut. Als Burger sein Fayence-Gewerbe begann, konnte er nicht ahnen, dass dieser Ort einmal zur Wiege der Keramikherstellung in Deutschland werden sollte. Heute können Sie nach über zweitausend Artikeln greifen – und das auch, wenn Sie gerade in China, Australien oder den USA unterwegs sind. www.zeller-keramik.de

ENGLISCHE RUHE

7

Wie vor der Französischen Revolution



ÜBERNACHTUNGSTIPP

SCHLAFEN WIE EIN ENGEL

Im Blumen- und Weindorf Sasbachwalden steht ein Fachwerkhäuser, das seit mehr als 200 Jahren als Familienhotel geführt wird. Die Zimmer bieten Erholung für Geschäftsleute oder Touristen und die Küche ist bodenständig-badisch. Einzelzimmer zwischen 55 und 60 Euro, Doppelzimmer zwischen 40 und 50 Euro **HOTEL ENGEL / Familie Herbert Decker / Talstraße 14 / 77887 Sasbachwalden** **Telefon: 07841. 3000** www.engel-sasbachwalden.de

SCHWÄTZE MIT D LÜTT

8

Ein paar Worte Alemannisch

Die Ortenau zählt zum alemannischen Dialektraum. Charakteristisch ist die Aussprache von „sp“ zu „schp“ – Veschper – und „st“ zu „scht“ – Fenschter.

allfurzlang	regelmäßig
Bratze	grobe Hand
Bummerli	Dickerchen
Dachhas	Katze
duckselmusig	feige, verschüchtert
furztrucke	sehr trocken
Luschtmaidli	Prostituierte
plärre	weinen
wunderfitzig	neugierig
Zit	Zeit

DIE MAGISCHEN ORTE ALLE MUSEEN DIE SEHENSWÜRDIGKEITEN ALLES IN EINEM



Erhältlich in allen Buchhandlungen oder unter: www.wro.de



~ Nimmt alles aufs Korn, was sich verbalern lässt: Kabarettist Roger Siffer.



~ Das Sauerkraut-Ensemble spielt zweisprachig und parallel auf zwei Bühnen.

EIN BESUCH IM BI-THEATER

Roger Siffer spielt in einer alten Sauerkrautfabrik

9

Vielleicht haben die Elsässer ihren Humor ja tatsächlich der Geschichte zu verdanken. Wer in 75 Jahren vier Mal die Nationalität wechselt, sieht die Welt mit Ironie. Das glaubt jedenfalls Roger Siffer, Kabarettist, Sänger und Leiter des legendären „Théâtre de la Choucrouterie“, dem „Sürkrüt-Theater“, dem Sauerkraut-Theater in Strasbourg.

Angezogen von einem penetranten Geruch entdeckte Siffer vor rund dreißig Jahren in einem Hinterhof eine stillgelegte Sauerkrautfabrik in der rue Saint-Louis am Rande der Altstadt. Aus dem baufälligen Gebäude wenige Meter vom Ufer der Ill entfernt, wo noch bis in die 80er Jahre Sauerkraut produziert wurde, machte er eine Spielstätte mit zwei Bühnen: einer französischen und einer elsässischen. Jedes Stück wird simultan aufgeführt: Die Schauspieler wechseln nach jedem Auftritt den Raum und die Sprache. „Manchmal gibt’s ein Loch, wenn ein Lacher klemmt“, erzählt Siffer. „Da musst du dann improvisieren können.“ So etwas kann schon mal schrecklich lange drei Minuten dauern, in denen die eine Gruppe auf ihrer Bühne improvisieren muss, während die andere nebenan noch auf die Lacher wartet.

„Ich hab’ schon immer gern alle verarscht“, sagt er und lacht. Steilvorlagen dafür gibt es genug: vom Bürgermeister der Stadt und seinen kommunalen Handlangern, von Hansi Hinterseer, der Strasbourger Fußball-Elf oder dem Alltag eines Provinz-Ehepaares. Die Leute sollen „lachen, um nicht zu heulen“, sagt der bärtige Chef-Provokateur. Und sie sollen nachdenken über die Botschaften in den Albernheiten. Siffer sieht aus wie eine Mischung aus Lausub und Märchenonkel. Mit sanfter Stimme und dem typisch französischen Akzent fügt er hinzu: „Es ist ein wunderbarer Gedanke, bi zu sein. Man kann zweimal so viel Spaß haben und zweimal so viel Scheiße erzählen.“

Seinen ersten großen öffentlichen Auftritt hatte Siffer als 20-Jähriger. Auf dem Sauerkrautfest in Colmar spielte er Gitarre und sang Kinderreime. Seine große Klappe gefiel dem Kulturpolitiker Germain Muller, der, wie Siffer sagt, „der größte Kabarettist war, den das Elsass jemals hervorbrachte.“ 150 Abende lang saß Siffer hinter dem Vorhang von Mullers Theater „Barabli“, beobachtete, wie sein Lehrer auf die Bühne ging, die Augen aufriss, minutenlang nichts sagte, und das Publikum sich auf die Schenkel klopfte. Nach zwei Jahren Lehrzeit hatte Siffer schwimmen gelernt, um nicht unterzugehen in der Kleinkunstwelt. Aus Respekt vor seinem Meister verzichtete er bis zu dessen Tod 1994 auf eigene Kabarettvorstellungen.

Längst ist das „Chouc“, wo man in der „Sürkrüt-Stub“ unter antiken Lampen eine traditionelle Sauerkrautplatte essen kann (Sauerkraut auf jüdische Art mit geräuchertem Rindfleisch und Knoblauchwurst), für die Elsässer so etwas wie die „Preservation Hall“ für die Jazz-Musiker von New Orleans. Ein Mythos. Zu seinen berühmtesten Gästen zählen Marcel Marceau, Claude Nougaro, Juliette Gréco und Jack Lang. Und auch wer seine Sprache jenseits des rechten Rheinufer gelernt hat, versteht die Schauspieler auf der Bühne, „die Letschde, wo noch babbele wie de Schnawwel gewakse isch“.

ELSÄSSISCH ESSEN

In der Choucrouterie in Strasbourg, einer ehemaligen Sauerkrautfabrik, kann man Sauerkraut in allen Variationen von den nackten Pobacken einer Elsässerin schaufeln – es wird auf Tellern serviert, die mit deftigen Karikaturen des französischen Künstlers Tomi Ungerer verziert sind. Auf die Teller kommt Sauerkraut mit Räucherfisch, mit geräucherten Entenschenkeln und Zwiebelkonfitüre oder, auf Vorbestellung, mit koscherem Räucherrindfleisch und Knoblauchwurst. Die Sürkrüt-Stub, wie das Lokal auf elsässisch heißt, erinnert mit den alten Postkarten, Gitarren und Akkordeons an den Wänden an einen Trödelmarkt. Eine Sammlung antiker Deckenlampen beleuchtet das Ganze.
20, Rue St Louis / 67000 Strasbourg
Telefon: 00 33 388 36 07
www.theatredelachouc.com

MUSEEN

Zurück in die gute alte Zeit

10

SENSENMUSEUM

30 Arbeitsschritte sind nötig, um aus einem Stück Stahl eine scharfe elastische Klinge zu machen. Nachverfolgen lassen sie sich auf einem Rundgang durch das Sensemuseum in Achern. 300 Ausstellungsstücke dokumentieren den Wandel von der Steinzeitsichel zum Industriefabrikat. Freier Eintritt.
www.sensenmuseum.de

VOGTSBAUERNHOF

Strohflechter, Küfer, Bürstenbinder – im Stellenteil der Zeitungen sind diese Berufe heute nicht mehr zu finden. Auf dem Vogtsbauernhof werden alte Handwerke noch wie vor Hunderten von Jahren betrieben, das Leben im Schwarzwald gezeigt, die Architektur, Tradition und das Brauchtum, die Wirtschafts- und Lebensweise. Das zwischen Hausach und Gutach gelegene Freilichtmuseum bietet begehbare historische Mühlen,

Backhäuschen mit Reetdächern, Tagelöhnerhäuser, im Stall stehen alte Haustierrassen, auf Weiden tummeln sich Schafe, Ziegen und Hühner. Es gibt Werkstätten für Kinder, Handwerker- und Mühlenführungen oder Kochen in der „Schwarzen Küche“.
www.vogtsbauernhof.de



~ Schloss Staufenberg oberhalb von Durbach.

SCHLÖSSER UND BURGEN

Mehr als 100 Burgen standen in der mittelalterlichen Ortenau. Längst nicht alle sind spurlos verschwunden, in Hofstetten etwa zeugen ein Wallgraben und ein Brunnschacht von der einstigen Heidburg. Andere sind so gut in Schuss, dass man darin übernachten kann, beispielsweise das Schloss Ortenberg oder das Hotel Schloss Hornberg. Eine Auswahl lohnender Ausflugsziele zeigt

der „Burgenführer Oberrhein“ (Theiss, 9,90 Euro). Eine Auflistung aller Burgen mit Informationen zu Lage, Besitzern und Zustandsbeschreibung findet sich im Internet unter:
www.burgeninventar.de



HISTORISCHER DAMPFZUG

Die Achertalbahn ist nicht nur etwas für Eisenbahnromantiker. Die Fahrt in den Waggons aus dem 19. Jahrhundert führt mit 40 Sachen vorbei an Obstbäumen und Mühlen. Während die Dampflok 155 Höhenmeter zu überwinden hat, können die Passagiere im Buffetwagen Spätburgunder aus der Region probieren. Zum Ende der halbstündigen Reise schnauft die Dampflok hinauf in den Luftkurort Ottenhöfen.
www.achertaeler-eisenbahnverein.de



Foto: Karl Schlessmann



LIEBE IN STEIN GEHAUEN

Das Strasbourger Münster ist seit 800 Jahren eine Baustelle. Bildhauer und Steinmetzen reparieren ständig an dem Sandsteinbau, dem Witterung und Luftverschmutzung zusetzen. Benjamin Gratwohl ist einer von ihnen. Er ist Steinmetz in siebter Generation. Ein Besuch.

Text **Janet Schönfeld** Fotos **Eric Vazzoler**

– Mit 142 Metern galt der Turm des Münsters lange Zeit als höchster Kirchturm der Welt. Ursprünglich waren zwei Türme geplant, doch die Statik und das fehlende Geld verhinderten die Fertigstellung.



– OBEN In der „Schatzkammer“ stehen 6 000 Gipsabdrücke als Vorlage für die Bildhauer.
– UNTEN Später nur mit dem Fernglas erkennbar: filigrane Verzierungen am Turm.



– Vincent Cousquer erneuert den Umhang des heiligen Michael. Im Münster-Atelier arbeiten 15 Bildhauer und Steinmetzen.



– Für Benjamin Gratwohl lebt der Stein. Er arbeitet mit den gleichen Werkzeugen wie seine Vorfahren.

Fahrstuhl. Dritte Etage. Vorbei am Archiv, vorbei am Büro des Architekten, vorbei am Gipsatelier. Die Werkstatt der Strabourger Münsterbauhütte liegt an der Südseite des historischen Bauwerks. Sechs Männer behauen an diesem Vormittag schweigend Sandsteinblöcke. Auf ihren weinroten Hemden prangt das Zeichen der Fondation de l'Oeuvre Notre Dame, gegründet im 13. Jahrhundert: ein Kreuz, nach unten gespreizt.

EIN LANGER, SCHLAKSIGER KERL MIT KURZEN SCHWARZEN HAAREN legt seinen Hammer beiseite, lächelt, grüßt, sagt: „Fertig werden wir hier nie, schon seit 800 Jahren nicht.“ Benjamin Gratwohl, 27, ist Steinmetz und scheint verliebt in ein Stück Balustrade, das vor ihm auf der Werkbank liegt und das im Frühjahr in dreißig Metern Höhe an der Südseite des Münsters gegen ein verwittertes Original getauscht werden soll. Gebeugt über die Linien, Winkel und Kreise, die auf den blassroten Sandstein gezeichnet sind, streichelt er über den Stein, beginnt sanft und vorsichtig entlang der Linien zu hämmern, pustet den Staub aus den Kerben, befühlt zärtlich die eben geschlagene Vertiefung, fährt mit Fingern, die mehr an einen Klavierspieler erinnern als an einen Steinmetz, über die von ihm geschaffenen Rundungen. „Für mich lebt er“, sagt Gratwohl.

Das Münster ist seit seiner Grundsteinlegung Wind, Regen, Frost und Temperaturschwankungen ausgesetzt. Seit einhundert Jahren kommt noch der Faktor Luftverschmutzung erschwerend dazu. Immerhin noch rund 70 Prozent aller Steine am Münster sind Originale. Gratwohls roter Block kommt aus einem Steinbruch in den Vogesen, gelber Sandstein aus der Eifel. Alle Steine werden erst auf Härte und Widerstandsfähigkeit geprüft, nur dann kommen sie für die Baumeister der Münsterbauhütte in Frage. Ihr Wissen basiert auf Jahrhunderten von Erfahrung.

DIE GESCHICHTE DES MÜNSTERS BEGINNT IM JAHR 1015. Es soll eine Kirche werden, die in ihrem Grundriss mit den größten Gotteshäusern der damaligen Zeit mithalten kann: 112 Meter lang, 52 Meter breit. Als der romanische Bau im 12. Jahrhundert abbrennt, entsteht auf seinen Fundamenten das heutige Münster. 1439 endlich fertig, glänzt Strabourg bis zum 19. Jahrhundert mit einem Superlativ: der höchste Turm des Abendlandes, 142 Meter hoch.

Gebaut haben ihn Generationen von Baumeistern, Architekten, Steinmetzen und Handwerkern, die sich in der Münsterbauhütte „Unsere Liebe Frau“ zusammenschlossen. Es war die erste

SIE VERPFLICHTETEN SICH, IMMER DER WAHRHEIT, DER SCHÖNHEIT, DER WEISHEIT UND DER STÄRKE ZU DIENEN. ÜBER MEHRERE JAHRHUNDERTE WAR STRASBOURG DIE OBERSTE LOGE ALLER BAUHÜTTEN IM HEILIGEN RÖMISCHEN REICH.

der großen Bauhütten, die sich später auch in Köln, Ulm, Mailand und anderen Städten gründeten. Sie hatten ein strenges Regelwerk, eine klare Arbeitsteilung und eine vorwiegend auf Spenden basierende Finanzierung. Im Zentrum der Hütten stand die Steinmetz-Bruderschaft, die eine geheimnisvolle Aura umgab. Wer in die Bruderschaft aufgenommen werden wollte, musste sich Ritualen unterziehen und mehrere Jahre bei einem Meister in die Lehre und anschließend auf

Wanderschaft gehen. Jedes Mitglied hatte ein eigenes Zeichen, man erkannte sich durch das Halten eines Bechers, durch einen bestimmten Gruß oder Blick. Selbst die Haltung der Füße der Steinmetzen waren ein Erkennungszeichen. Sie nannten sich „Brüder“, versammelten sich in „Logen“ und gaben ihr Wissen unter Eid nur innerhalb der „Hütte“ weiter. Sie verpflichteten sich, immer der Wahrheit, der Schönheit, der Weisheit und der Stärke zu dienen. Über mehrere Jahrhunderte war Strabourg die oberste Loge aller Bauhütten im Heiligen Römischen Reich. Und sie ist die einzige, die ohne Unterbrechung bis heute existiert.

BENJAMIN GRATWOHL IST STEINMETZ IN SIEBTER GENERATION. Als Kind saß er in der Werkstatt seines Großvaters und staunte, „wie er einen kalten Stein zum Leben erweckte“. Als ihn 2004 die Münsterbauhütte aufnahm, ging sein Lebenstraum in Erfüllung. Wenn er bei seinem Weg zur Arbeit täglich am Münster vorbeiläuft, fühlt er sich groß und klein zugleich. Groß, weil er an einem der schönsten Gebäude der Welt arbeitet, und klein, weil er weiß, „dass ich nur der tausendste Teil in einer langen Baugeschichte bin“. Sein eigenes Steinmetzzeichen schlägt er bei manchen Steinen an die Unterseite, „vielleicht stößt in ein paar hundert Jahren jemand darauf“. Gratwohl arbeitet auch >>



→ OBEN Teile einer neuen Balustrade, die am Münster getauscht werden muss.
→ UNTEN Das Steinlager am Stadtrand von Strasbourg.

heute noch mit den gleichen Werkzeugen wie die Generationen vor ihm: Spitzhammer, Meißel, Fäustel, Winkel und Zirkel. Keine Maschinen, keine Bohrer, keine Fräsen sind in modernen Zeiten dazugekommen. „Ehrensache“ sagt er. Im grellen Neonlicht der Werkstatt steht nicht weit von Gratwohl entfernt ein junger Bildhauer und misst den Brustumfang des heiligen Michael. Mit einem altertümlichen Punktiergerät überträgt er die Maße auf seinen Sandsteinblock. Michael hatte in den letzten Jahrhunderten schwer gelitten, liften half nichts mehr. „Ich mache ihn neu“, sagt Vincent Cousquer. Seinen Gesichtsausdruck verändert er, fast unmerklich. Eigentlich dürfte er das nicht, sagt er und zwinkert.

BILDHAUER SIND DIE MÄNNER FÜRS FEINE. Bei Statuen und Ornamenten meißeln sie am Detail. Bis in die höchsten Höhen sind am Münster Teufelsfrazten, Posaunenengel, törliche Jungfrauen oder Höllenhunde angebracht, die von den jährlich mehr als drei Millionen Besuchern des Münsters allenfalls mit einem Fernglas wahrgenommen werden können. Muss Cousquer eine Statue erneuern, beginnt er immer mit dem Gesicht, dort kann er einen Fehler am schwersten korrigieren. Schlägt er die Nase schief oder ein Auge zu groß, ist der Schaden nicht ganz so heftig, als wenn sie schon fertig ist.

„KOMM ICH ZEIG DIR WAS“, SAGT GRATWOHL UND WILL RAUF AUF'S MÜNSTER. ER STEIGT HIN AUF BIS ZU EINEM PUNKT, WOHN KEIN TOURIST MEHR KOMMT.

Gratwohl, Cousquer und die anderen Mitarbeiter der Hütte sind städtische Beamte, unkündbar, und arbeiten ohne den üblichen Zeitdruck im Handwerk. „Wir können uns mehr Zeit lassen als Kollegen in der Privatwirtschaft.“

Jedes Jahr gibt die Münsterbauhütte mehr als drei Millionen Euro für Gehälter, die Unterhaltung ihrer Immobilien und natürlich für den Erhalt der Kathedrale aus. Die Stiftung im städtischen Besitz existiert seit dem 13. Jahrhundert und finanziert sich gut zur Hälfte aus den Erträgen ihres Grundbesitzes, der durch Schenkungen und Vererbungen inzwischen auf mehr als 1000 Hektar in 125 elsässischen Gemeinden und zahlreichen Gebäuden in Strasbourg angewachsen ist. Auch der Eintritt zur Aussichtsplattform in 66 Metern Höhe fließt in die Hüttenkasse. In einem Lager am Stadtrand von Strasbourg liegen Sandsteinbrocken in allen Farben. „Die Brocken kommen direkt aus dem Steinbruch“, sagt Gratwohl und zeigt auf ordentlich aufgestellte Sandsteinblöcke, „dann werden sie in dicke oder dünne Scheiben gesägt, je nachdem, was wir im Atelier brauchen.“ Gratwohl öffnet den Raum mit den ausgewechselten Originalen, viele verwittert, dunkelgrau, und manche mit Kriegs- oder Brandschäden. „Steine erzählen Geschichten, und manchmal schreien sie auch.“ Gratwohl steht zwischen einarmigen Aposteln, bröckeligen Fabelwesen, fährt wie nebenbei über den Mund eines Waldgeistes: „15. Jahrhundert“. Er erkennt es am Stil und am benutzten Werkzeug. Dann schließt er eine Schatzkammer auf: Mehr als 6000 Gipsfiguren stehen wie weiße Geister reglos und stumm auf drei Etagen. „Die Abdrücke wurden gemacht als Vorlage für die Bildhauer“, erklärt Gratwohl.

„Komm, ich zeig dir was“, sagt Gratwohl und will zurück zum Münster. Er steigt hinauf zur Aussichtsplattform und von dort noch weiter, wohin kein Tourist mehr kommt. Die Wendeltreppen sind voll mit Taubendreck. Gratwohl zeigt auf einen Esel, der, die Vorderbeine über der Brüstung, in die Tiefe schaut. „Siehst du wie wunderbar fein das Fell über den Hufen gemeißelt ist?“ Es sind diese Details, die Gratwohl an seinem Münster so liebt, auch an Stellen, die nie jemand wahrnimmt. Warum hat sich vor fast 600 Jahren jemand diese Mühe gemacht? Gratwohl lächelt und sagt: „Vielleicht, weil Gott alles sieht und Schludrigkeiten straft.“

Wer Steinen Leben einhaucht, beerdigt sie auch, wenn sie tot sind: „Einmal sollten wir im Münster eine Säule austauschen und sie ist dabei kaputtgegangen“, erzählt Gratwohl. „Wir haben sie beige setzt wie einen Menschen, mit einer kleinen Prozession, und einer von uns hat sich als Bischof verkleidet.“ Als wäre mit dem Stein auch ein Stück Seele des Steinmetzen gestorben.



PROJEKT: AUTOHAUS-NEUBAU, KEHL · KUNDE: TAVOR · ARCHITEKTUR: GROSSMANN ARCHITEKTEN

Weil Ästhetik, Effizienz und Funktionalität keine Widersprüche sind.

GROSSMANN
ARCHITEKTEN

Wir suchen Verstärkung!
www.grossmann-group.de/jobs



FUCHS TECHNOLOGY, MEISSENHEIM



KASTO MASCHINENBAU, ACHERN

FINGERSPITZENGEFÜHL

Zwei blinde Vorleserinnen überraschen damit, dass man nicht nur mit den Augen sieht. Sie lesen Kindern Geschichten vor.

Text **Holger Fröhlich** Fotos **Eric Vazzoler**



→ Stefanie Hess führt den Zeigefinger eines jungen Zuhörers über die in Blindenschrift gedruckten Buchstaben.

▪ **STEFANIE HESS HAT AUGEN, SO BLAU** wie das Nichtschwimmerbecken im Freibad von Sasbachwalden. Sie sitzt im Aufenthaltsraum der Pension Bischenberg, die sie noch nie gesehen hat. Stefanie ist blind. Von Geburt an. Als die Ärzte merken, dass sie nicht mit der Wimper zuckt, wenn sie ihr in die Augen leuchten, reichen sie das Neugeborene von Klinik zu Klinik, von Spezialisten zu Spezialisten. Bis es den Eltern zu bunt wird und sie die Tochter mit der Diagnose „Blindheit aufgrund einer vererblichen Krankheit“ mit nach Hause nehmen. Nach dem Namen der Krankheit fragen sie nicht. In der Verwandtschaft gibt es keinen einzigen Fall von Blindheit. Hätte man länger suchen sollen? Vielleicht hätte die

Krankheit heute geheilt werden können. Jetzt ist es eben so. Stefanie lächelt. Heute ist sie 34 Jahre alt.

Wenn 20 Grundschüler den Raum betreten, braucht ihr das niemand zu sagen. Stefanies Welt beschränkt sich jetzt auf den Radius ihrer Arme. Was sie ertastet, ist da, der Rest versinkt im Lärm. Vor ihr steht ein Glas, sie hat es eben aufgefüllt, es ist voll. Daneben eine Flasche Wasser, Peterstaler, das hat sie an der Form erkannt, Medium, das hört sie. Neben ihr sitzt Stefanie Lisker, ihre Freundin. Die beiden kennen sich seit zwei Jahren. Und beide tragen sie ein Namensschild, auf dem Steffi steht. „Das hier sind unsere zwei Steffis. Die

sind beide blind. Und heute werden sie euch was vorlesen“, sagt Margret Glover vom Verein Lesewelt Ortenau, ihre Hände auf den Schultern der Steffis. Ihr Verein organisiert Lesestunden für Kinder. Ihre Mutter und zwei Schwestern sind sehbehindert. Sie kennt die Vorbehalte Blinden gegenüber. Vor zwei Jahren hat Glover das Projekt „Das mache ich doch blind“ ins Leben gerufen. Seitdem fährt sie die Steffis quer durch die Ortenau, damit sie den Kindern vorlesen und zum Thema Blindsein Rede und Antwort stehen.

Die Finger von Stefanie Hess' linker Hand ertasten die Pünktchen, aus denen ihre sanfte Stimme Worte macht. Die rechte Hand eilt voraus und fühlt, was in der nächsten Zeile steht. Ein Junge im grünen Pulli verfolgt das Fingerspiel mit offenem Mund und großen Augen. Die Geschichte handelt von einem Nilpferd, das sich nicht fotografieren lässt. Als Stefanie Hess endet, will der Junge wissen: „Ziehst du dir manchmal die Hose falsch rum an?“ Tut sie nicht.

STEFANIE HESS MAG KINDERFRAGEN.

Weil sie ehrlich und direkt sind. Wenn sie mit Freundinnen ins Café geht, reden die Kellner manchmal in der dritten Person über sie, fragen die Freundinnen, was sie trinken möchte, ob sie noch etwas brauche. „Ich bin blind, aber nicht taub“, sagt sie dann. Kindern käme so etwas nicht in den Sinn. Früher hat sie sogar eine Brille getragen, weil sie dachte, damit ihre Behinderung



→ Es stört Stefanie Hess nicht, wenn man sie auf ihre Blindheit anspricht. Früher trug sie eine Brille, um ihre Behinderung zu kaschieren.

kaschieren zu können. Aber das hatte nur zur Folge, dass ihr keiner mehr über die Straße geholfen hat. Wenn sie Menschen näher kennenlernt, fragen die oft, ob Steffi sie einmal berühren wolle, damit sie sich ein Bild von ihnen machen könne. Meist sagt sie dann ja, streicht ihnen durchs Haar, ertastet die Nase, fährt die Lippen nach, berührt Kinn und Stirn. Was sie da fühlt ist ihr egal, sie macht das nur, um dem Gegenüber nicht das Gefühl zu geben, sie habe kein Interesse an ihm. Wie jemand aussieht, interessiert sie nicht. Nett muss der Mensch sein. Die Stimme muss sie mögen. Gut riechen soll er. Ob er eine Narbe oder keine Haare hat, stört sie nicht.

OB SIE SICH EINSAM ODER GAR EINGESPERRT fühle in dieser Dunkelheit – sie sieht ja nicht einmal hell oder dunkel, kann sie nicht sagen. Es ist eben so, sagt sie nur immer wieder. Sie hat zwar einen Sinn weniger, doch so wenig sich ein Sehender einen zusätzlichen Sinn vorstellen kann, so wenig kann sie sich das Leben mit Augenlicht vorstellen. Sie hat sich daran gewöhnt, hört gerne Radio, telefoniert gerne, fährt gerne Tandem. Und in ihren Träumen fühlt sie eben, wie schön das ist, wenn sie Tandem fährt und riecht, wie der riecht, den sie gerne hat.

„Stört es dich, wenn dich die Leute ansprechen, weil du blind bist?“, lautet die letzte Kinderfrage für diesen Nachmittag. Nein, das stört sie nicht. Sie hat es lieber, man spricht sie direkt darauf an. Manchmal bekommt sie Job-Absagen und sie weiß genau, dass es wegen ihrer Blindheit ist, aber keiner sagt es ihr. Dabei will sie so gerne wieder Telefonistin sein. Vielleicht bei der Stadtverwaltung. Dann könnte sie aus ihrer Wohnung im Elternhaus ausziehen und endlich alleine wohnen.

In der Bücherpension ist Ruhe eingekehrt. Die Kinder sind fort und die beiden Steffis tasten sich durch den Hindernisparcours aus Lampen, Stühlen und Tischen zum Ausgang.

DER ETWAS ANDERE POLIZIST

Wenn der Kripo-Chef von Kehl keine Verbrechen aufklärt, kämpft er gegen die Diskriminierung von Sinti und Roma. Für Günther Weiss ist das eine sehr persönliche Angelegenheit – er ist selbst ein Sinto.

Text **David Weyand** Fotos **Eric Vazzoler**



– Seinem Engagement ist es zu verdanken, dass Sinti und Roma in Kehl einen festen Platz haben. Günther Weiss freut sich darüber.

Kriminalhauptkommissar Günther Weiss steht am Tor und mustert die zwei Dutzend Wohnwagen auf der Teerfläche. Ein hoher Eisenzaun umgibt das Gelände. Dahinter liegen Felder, der Rhein und eine Brückenauffahrt ins Hafengebiet von Kehl. Die Tür eines Wohnwagens öffnet sich und eine etwa 40-jährige Frau tritt heraus. Weiss geht ihr entgegen, sie begrüßen sich freundlich. Günther Weiss ist auf dem Durchreiseplatz für Sinti und Roma kein Unbekannter. Die meisten, die hier Station machen, wissen, dass der Polizist aus einer Sinto-Familie kommt. „Ist alles okay?“, will Weiss wissen. „Der Platz ist nicht sauber genug“, antwortet die Frau mit französischem Akzent. „Wir sind seit zwei Wochen hier, konnten ihn aber erst gestern abspritzen, weil das Wasser abgestellt war.“ – „Was ist mit den Toiletten?“, fragt der Kommissar. „Die sind verschlossen und sowieso eine Katastrophe“, schimpft die Frau.

WEISS NICKT UND VERSPRICHT, mit der Stadt zu sprechen. Wer den Platz nutzt, zahlt für den Stellplatz eine Gebühr von acht Euro am Tag, Strom, Wasser und die Müllentsorgung inklusive. Anmelden muss man sich nicht, bleiben darf man so lange man will. „Entgegen manchen Vorurteilen legen die Sinti und Roma, die hierherkommen, Wert auf Sauberkeit“, sagt Weiss, „schließlich wollen sie hier den ganzen Winter leben.“

Weiss' Vater stammte aus dem schwäbischen Städtchen Tuttlingen und hatte gerade eine Lehre als Werkzeugmacher absolviert, als er mit 16 Jahren von den Nazis ins KZ nach Auschwitz verschleppt wurde. Zwei Jahre später schickten sie ihn auf einen Todesmarsch nach Mauthausen. Er überlebte den Holocaust mit einem kleinen Koffer, einem Hemd und einer Hose. Seine gesamte Familie wurde ermordet. Amerikanische Soldaten fanden den jungen Mann und nahmen ihn mit zum Bodensee. Dort lernte er seine Frau kennen. Außer ihr und dem Bürgermeister wusste niemand in dem kleinen Ort Aach von seiner Geschichte. 1954 wurde Günther Weiss geboren. Wenn „Zigeuner“, wie sie im Dorf genannt wurden, mit Handkarren durch die Straßen zogen, um Schrott, Lumpen und Papier zu sammeln, schwieg Vater Weiss. Auch Günther nannte sie „Zigeuner“. Was die Tätowierung auf dem Unterarm seines Vaters bedeute, wollte der Sohn eines Tages wissen. Erst mit 14 bekam er die Antwort. „Unter Tränen hat er mir alles erzählt“, sagt Weiss. Unruhig spielt er mit der rechten Hand an seinem Brillenbügel.



– Der Kripochef im Gespräch mit einer SinteZZa. Die Menschen auf dem Durchreiseplatz vertrauen ihm.

Als Weiss seine Wurzeln erfuhr, hatte es für ihn zunächst „null Bedeutung“. Der Mofa-Führerschein und die erste Freundin waren ihm wichtiger. 1971 bestand er die Aufnahmeprüfung bei der baden-württembergischen Polizei. Weiss kommt schnell voran: Er wird Kommissar, 2009 Chef der Kripo Kehl. Das Verhältnis zwischen Sinti und Roma und der deutschen Polizei ist nicht konfliktfrei: „Die jahrhundertelange Verfolgung hat zu einem fast angeborenen Misstrauen gegenüber der Polizei und staatlicher Macht geführt“, schreibt Günther Weiss 2005 in „der kriminalist“, die Zeitschrift des Bundes deutscher Kriminalbeamter (BDK). Auch ihm schlug oft Misstrauen seiner eigenen Volksgruppe entgegen, wenn er in Uniform auftauchte. Dabei lässt er auf die Polizei nichts kommen: Die sei im Umgang mit Minderheiten eine „vorbildliche Institution“. Seit Jahren hält er Seminare über Sinti und Roma an der Polizeiakademie in Freiburg und der Polizeihochschule Villingen-Schwenningen. Dass vor allem Roma-Familien aus Osteuropa von Behörden und auch der Polizei in Einzelfällen diskriminiert werden, registriert er aber immer wieder.

„Die Mehrzahl meiner Kollegen hat keine Vorurteile.“ Wenn doch, dann wird der freundliche Mann sehr bissig. Auf seinen Artikel in „der kriminalist“ antwortete ein Kriminalhauptkommissar. In einem Leserbrief verunglimpfte der stellvertretende Vorsitzende des BDK in Bayern die Sinti und Roma. „Sozial-schmarotzer“ seien sie und Kriminelle. „Da steckten so viel Bösartigkeit und Vorurteile drin, und das auch noch von einem Gewerkschaftsfunktionär“, empört sich Weiss. Der Zentralrat der Sinti und Roma – Weiss ist Vorstandsmitglied in Baden-Württemberg – verklagte den Polizisten wegen Volksverhetzung. Verurteilt wurde er nicht. Doch Weiss und der >>



- Weiss' Vater überlebte im KZ Auschwitz. Er erzählte seinem Sohn erst spät davon.

**„SINTI UND ROMA STELLEN EINEN QUERSCHNITT DURCH DIE GESELLSCHAFT DAR. WIE MANCHE DEUTSCHE, ITALIENER ODER POLEN BEGEHEN EBEN MANCHE VON IHNEN STRAFTATEN.“
GÜNTHER WEISS, KRIPOCHEF KEHL**

Zentralrat klagten vor dem Komitee gegen Rassismus der Vereinten Nationen in Genf. Die Äußerungen, befand die UNO-Organisation, seien „diskriminierend, beleidigend und diffamierend“.

Der Beamte wurde in den Innendienst strafversetzt. „Genug-tuung empfinde ich darüber nicht“, sagt Weiss, es freue ihn aber, „dass nicht jeder sagen kann, was er will“. Dennoch ist er enttäuscht über den Kollegen, der sich bis heute nicht bei ihm entschuldigt hat: „Das wäre das Mindeste gewesen.“

EINIGE SINTI UND ROMA NEHMEN ES WEISS ÜBEL, dass er Polizist geworden ist. Für ihn zähle aber mehr, dass sein Vater immer sehr stolz auf ihn und seinen Beruf war. Und erst vor kurzem habe ihm eine Sintezza geschrieben, wie toll sie es finde, dass ein Sinto so weit gekommen sei. Wie viele Sinti und Roma bei der Polizei arbeiten, weiß er nicht, schätzt aber, dass es nicht mehr als ein Dutzend sind. Außer ihm stehe keiner öffentlich dazu. Dabei würde er gerne Kontakt mit anderen Sinti-Polizisten aufnehmen, um gemeinsam auftreten zu können. Es gibt Fälle auf seiner Dienststelle, da hält sich Weiss zurück. Wird gegen einen Sinti und Roma ermittelt, lässt er andere vor. „Sie stellen einen Querschnitt durch die Gesellschaft dar. Wie manche Deutsche, Italiener oder Polen begehen eben auch einige von ihnen Straftaten“, sagt er.

Als in Kehl Ende der 90er Jahre immer mehr Roma aus Frankreich über die Grenze kamen und mit ihren Wohnwagen in Deutschland nach einem Rastplatz suchten, wichen viele von ihnen auf Wiesen und Plätze rund um Kehl aus. Es gab Drohungen, offenen Hass und auch Gewalt. „So ging es nicht weiter. Es musste etwas passieren“, sagt Weiss.

Kehls Oberbürgermeister Günther Petry hatte den Kripochef um Rat gebeten. Weiss vermittelte den Kontakt zu Sippen-ältesten und schlug vor, einen offiziellen Durchreiseplatz anzulegen. Trotz anfänglicher Widerstände im Gemeinderat hat es am Ende eine einstimmige Entscheidung dafür gegeben. 1998 baute ihn die Stadt für 300.000 Mark. „Daran hatte Günther Weiss einen großen Anteil“, sagt Petry.

WEISS HAT SEINE RUNDE ÜBER DEN PLATZ BEENDET und verabschiedet sich von der Frau. Aus einer anderen Ecke eilt ein Mann herbei. „Hey Weiss, wie geht's?“, fragt er und bleibt für einen Wortwechsel stehen. Jetzt öffnet sich auch ein Wohnwagenfenster, Jugendliche schauen heraus, Weiss winkt hinein, spricht kurz mit ihnen und lacht. Es hat sich herumgesprachen, dass der Kripochef einer von ihnen ist.



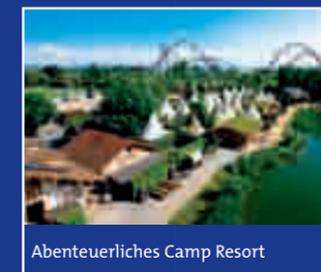
- Günther Weiss verheimlicht seine Herkunft nicht. Plakate in der Polizeidienststelle in Kehl.



Sommerspritzig.

Erfrischend coole Attraktionen!

- ★ über 100 mitreißende Attraktionen und Shows
- ★ 13 europäische Themenbereiche
- ★ 10 rasante Achterbahnen wie „blue fire Megacoaster powered by GAZPROM“, „Silver Star“ und „Euro-Mir“
- ★ über 6 Stunden fantastisches Showerlebnis
- ★ 5 erfrischend spaßige Wasserattraktionen
- ★ hippe Partys, tolle Themenfeste und einmalige Events
- ★ traumhafte Übernachtungen in den großartigen Erlebnishotels*, im Camp Resort* mit Tipis, Planwagen und Blockhütten oder im eigenen Caravan



www.facebook.com/europapark

Info-Line 0 18 05/77 66 88** · www.europapark.de · Erholungsort Rust · Autobahn A5 Karlsruhe - Basel · Ausfahrt 57b Europa-Park · Täglich geöffnet bis 6. November 2011 von 9.00 bis 18.00 Uhr und vom 26. November 2011 bis 8. Januar 2012 (außer 24./25. Dezember 2011)

*buchbar über Ihr Reisebüro oder direkt über das Europa-Park Hotel Resort · **14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 42 Cent/Min.

GEGEN DAS VERGESSEN IM KINZIGTAL

Die Gedenkstätte Vulkan in einem ehemaligen Bergwerk bei Haslach erinnert an die KZ-Häftlinge, die dort arbeiten mussten.

Text **Janet Schönfeld** Fotos **Eric Vazzoler**

▪ **DAS GRAUEN KAM IM SPÄTSOMMER 1944 NACH HASLACH.** Der Zweite Weltkrieg galt schon als verloren, als man im Reichsministerium für Bewaffnung und Munition in dem Bergstollen des kleinen Schwarzwaldstädtchens die ideale Produktionsstätte für kriegswichtige Güter erkannte. Unerreichbar von den Bomben der Alliierten sollten tief im Berg Waffen für den „Endsieg“ produziert werden. Bislang war dort Grünschiefer, ein besonders hartes und zähes Schottermaterial, abgebaut worden.

VOM WESTEN RÜCKTEN BEREITS DIE ALLIIERTEN AN, die elsässischen Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und Schirmeck-Vorbruck mussten geräumt werden, die arbeitsfähigen Häftlinge wurden nach Haslach transportiert. Rund 1 700 Gefangene aus 19 Ländern sollten die Stollen erweitern, den Boden zementieren, Entwässerungskanäle graben und Straßen bauen. Schwerstarbeit, bei denen in nur wenigen Monaten 210 Menschen starben. Sie wurden vor den Friedhofsmauern vergraben oder im Wald verscharrt. Weitere Häftlinge starben bei Todesmärschen oder in anderen Lagern, in die sie von Haslach aus verschleppt wurden.

Die Lager „Vulkan“, „Kinzigdamm“ und „Sportplatz“ wären vielleicht längst vergessen, wenn sich nicht Realschullehrer Sören

Fuß 1997 auf die Suche nach überlebenden Häftlingen gemacht hätte. Monatlang telefonierte Sören Fuß. Dann hatte er rund 70 der ehemaligen Häftlinge und deren Familien ausfindig gemacht.

„**EINIGE REAGIERTEN ZUERST MISSTRAUISCH** und ungläubig, andere brachen in Tränen aus, als die im Kopf verborgenen Bilder plötzlich wieder lebendig wurden“, erzählt Fuß. Als mit Hilfe der Gemeinde ein Jahr später eine schlichte Gedenkstätte eingerichtet wurde, kamen 200 Überlebende und deren Familienmitglieder an den Ort zurück, an dem sie so viel Schreckliches erlebt hatten.

„Man ist nicht nur verantwortlich für das, was man tut, sondern auch für das, was man geschehen lässt“, lautet die Inschrift des Mahnmals, ein Ausspruch des ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog. Am 28. April 1948 wurden die KZ-Stollen von der französischen Armee gesprengt. Neben der Ruine des Bergwerkes und der Bergstation der Seilbahn zum Haslacher Bahnhof ist heute nur noch ein Stolleneingang nahe der Gedenkstätte zu sehen.

Der pensionierte Lehrer Fuß macht heute Führungen durch das Gelände. Er tut es ehrenamtlich, die Kosten für die Weihnachtspost übernimmt das Rathaus. Den Gärtner bezahlt Fuß aus eigener Tasche.



– Sören Fuß nahm Kontakt zu ehemaligen KZ-Häftlingen auf und lud sie ein. Rund 200 Überlebende kamen zur Einweihung der Gedenkstätte.

PARADIES FÜR WEINLIEBHABER

Die Ortenau zählt zu den besten Anbauregionen Deutschlands. Vor allem der Riesling, der hier „Klingelberger“ heißt, gedeiht prächtig.



Bei der Weinlese im Herbst rumpeln die Traktoren nicht, sie singen melodisch, wenn sie die Ernte einfahren. Im Keller setzt sich dieses Lied fort, wo es im Winter gärt und blubbert, bis die Weine in den Gläsern klingen. Dann ist es Zeit für eine Verkostung auf einem der zahlreichen Weingüter. Die Weinregion Ortenau gehört zum Weinanbaugebiet Baden und bietet mit ihren steilen Hängen und schmalen Tälern ideale Anbaubedingungen. Geschützt durch den Schwarzwald auf der einen Seite und die Vogesen beziehungsweise den Rhein auf der anderen Seite finden die Rebstöcke ideale Wachstumsbedingungen. Die Ortenau ist eins von neun Weinbaugebieten in Baden – und das höchstprämierte. Sie ist Heimat des Rieslings und des Burgunders. Als König der Weißweine genießt der Riesling, der hier Klingelberger heißt und den es seit 225 Jahren gibt, Weltruf. Seit dem 18. Jahrhundert wird auf dem 400 Meter hohen Klingelberg in der Nähe von Schloss Staufenberg in Durbach angebaut. Der Klingelberg zählt zu den höchsten Rieslinglagen Deutschlands.

ES WAREN DIE RÖMER, die einst die Reben in die Ortenau brachten. Mit etwa 1 700 Sonnenstunden im Jahr zählt die Region zu den wärmsten in Deutschland. Auf Muschelkalk und Sandstein gedeihen Spät-, Grau- und Weißburgunder, Portugieser und der hochgeschätzte Riesling. Aber auch der seltene Auxerrois wächst hier. Die Badische Weinstraße Ortenau führt auf 160 Kilometern durch die Region mit einer Rebfläche von 2 700 Hektar. Keine andere Weinregion in Deutschland ist bei Prämierungen national und international so erfolgreich wie die Ortenau. Wenn in Offenburg die besten badischen Betriebe geehrt werden, schneiden die Weine aus der Ortenau jedes Mal bestens ab. Schon drei Mal in Folge haben Winzer aus der Ortenau den Ehrenpreis des Badischen Weinbauverbandes bekommen, den so genannten „Wein-Oscar“. >>



– Die Wirtschaftsregion: Bestes Weinland und gleichzeitig industriestärkster Kreis am Oberrhein.



„WEM ES ZU GUT GEHT, DER WIRD SCHNELL FETT UND TRÄGE. DU MUSST MIT DER ERDE VERBUNDEN SEIN, WENN DU WEIN MACHST. DU MUSST ZUR WEINTRAUBE WERDEN.“

ALEXANDER LAIBLE



▪ **DER SCHLANKE MANN MIT IGLFRISUR** spiegelt sich in einem meterhohen Stahltank. Es blubbert im Behälter. Von den ausgepressten Beeren verbreitet sich ein betörender Duft. Alexander Laible, 32, lächelt zufrieden. „2010 war ein schwieriger Jahrgang“, sagt er, „aber ich bin zuversichtlich, dass er wird.“ Der Jungwinzer aus Durbach muss schon deshalb Optimist sein, weil ihn der Restaurantführer Gault Millau 2009 zur „Entdeckung des Jahres“ gekürt hatte.

INS WINZERLEBEN WURDE ALEXANDER LAIBLE HINEINGEBOREN. Statt mit anderen Kindern Fußball zu spielen, musste er den Eltern auf dem Weingut helfen und bei Weinproben ausschenken. Das hat ihm nicht immer gefallen. Oft war er dabei mürrisch und wollte mit Wein später nichts zu tun haben. Eher dachte er daran, Koch zu werden. Aber nach einem zweiwöchigen Schülerpraktikum auf einem Weingut in der Nähe schlug das Winzer-Gen bei

ihm durch und die Tradition hatte ihn wieder. Die Familie Laible macht seit 1672 Wein. Zunächst lernte er im hochdekorierten väterlichen Betrieb. Dann folgten die Wanderjahre. An der Mosel ließ sich Laible zum Weinbautechniker und Kellermeister ausbilden. In Ortenberg beim Weingut Jasmin Kiefer lernte er als „Garagenwinzer“ unter den schwierigsten Bedingungen, Spitzenweine zu kreieren. Er wurde im Jahr 2006 Deutschlands bester Jungwinzer.

2007 BAUTE ER IN DURBACH EINE STILLGELEGTE BÄCKEREI zum Weingut um. Mönche einer evangelischen Bruderschaft halfen beim Mauern. Die Brüder leben nicht vom Gebet allein – Laible bedankte sich mit Wein und bezeichnet seither einige seiner besten Flaschen nach altgriechischen Tugenden: Chara (Freude), Apalasso (Loslassen) oder Thymos (Leidenschaft).

Über seinen Wein spricht Laible gern. Je mehr er in Fahrt kommt, desto lebhafter und ausholender werden seine Gesten. Wenn er die Arme ausbreitet oder hochwirft, zieht sich das kleine, von Motten zerfressene Loch in seinem grauen Wollpullover auseinander. Das stört ihn nicht. Er ist erfüllt von seinem Thema, begeistert von seiner Arbeit und konzentriert bei dem, was er tut.

Im Weinkeller eilt er von einem Tank zum anderen, zerrt seine Leiter mit, steigt hinauf, öffnet den Tank, schnuppert, steigt wieder hinab. Prescht ins Labor, rührt in der Karaffe mit angesetzter Hefe, rennt wieder zum Tank und zapft sich ein Glas Maische. Er inhaliert den Duft der gelben Früchte, der jetzt noch intensiver durch den Weinkeller wabert. Er probiert, analysiert, notiert. Und das tagelang, immer wieder. Er sagt: „Ich zweifle oft und hinterfrage ständig, ob ich alles richtig mache. Pausen gönne ich mir nicht. Die Kunden erwarten doch einen guten Wein.“

Ruhig wird Alexander Laible erst nach der Filtration. „Wenn der Wein filtriert wurde, alle Trübstoffe und Hefen entfernt sind, bin ich wieder normal ansprechbar, davor nur schweißgebadet. Die Filtration zeigt, ob ich über das ganze Jahr hinweg die richtigen Entscheidungen getroffen habe.“

„Als Winzer braucht man gute Nerven, dabei habe ich die gar nicht“. Für Laible ist die Rebe wie ein Mensch: „Wem es zu gut geht, der wird schnell fett und träge. Du musst mit der Erde verbunden sein, wenn du Wein machst. Du musst zur Weintraube werden.“

Laible arbeitet nach biodynamischen Methoden. „Die Natur soll es richten.“ Bei zunehmendem Mond entblättert er die Reben, die in voller Blüte stehen. Solche Maßnahmen sollen die Reben in einen kleinen Stress versetzen. Es soll ihnen nicht zu gut gehen. Laible richtet sich nicht nur nach Mondphasen, er spielt seinem Wein auch Musik vor. „Rob Costlow finde ich besonders schön.“ Die Sensibilität habe er von seiner Mutter, sagt er. „Meinen Ehrgeiz vom Papa.“

Er zapft sich ein Glas aus dem Tank und schwenkt den gelben Most. Die Nase im Glas. „96 Öchsle, 8,2 Säuregehalt.“ Laible setzt auf Spontangärung, mit nicht zu viel Hefe.

Nach getaner Arbeit schreibt Laible manchmal noch Gedichte. Die liest er keinem vor. „Das sind meine intimsten Gedanken. Die sind nur für mich.“

Hanni Heinrich

ADRESSEN – EINE AUSWAHL



WEINGUT FREIHERR VON UND ZU FRANCKENSTEIN, OFFENBURG

Kellermeister Georg Huschle hat sich vor allem mit dem Ausbau von Rieslingen einen guten Namen gemacht. Daneben zählen Weißburgunder und Spätburgunder zu den Spezialitäten.

www.weingut-von-franckenstein.de

ANDREAS LAIBLE, DURBACH

Das Weingut wird von Vater und Sohn betrieben und ist mit seiner konstanten Qualität an gehaltvollen Rieslingen und Weißburgundern seit Jahren eine Top-Adresse.

www.andreas-laible.com

HEINRICH MÄNNLE, DURBACH

Das Hauptaugenmerk des mit fünf Hektar Rebfläche eher kleinen Weinguts gehört dem Spätburgunder. Seit 1737 in Familienbesitz, gehört es in die Spitzenklasse der deutschen Weingüter.

www.weingutmaennle.de

WEINGUT DER STADT LAHR

Der von der Stadt an die Familie Wöhrle verpachtete Betrieb hat sich in den letzten Jahren immer weiter nach vorne gearbeitet. Gutes Preis-Leistungs-Verhältnis.

www.weingut-stadt-lahr.de

WINZERKELLER HEX VOM DASENSTEIN, KAPPELRODECK

Die „Hexen“-Winzer haben sich auf den roten Spätburgunder spezialisiert und inspirierten Tomi Ungerer zu erotischen Etiketten.

www.dasenstein.de

WG DURBACH

Hier wurde erstmals der Riesling in Deutschland kultiviert (Klingelberger), die WG Durbach hält heute allerdings eine große Sortenvielfalt vor, darunter fällt besonders der Clevner (Traminer) auf.

www.durbacher.de

SCHLOSS ORTENBERG, ORTENBERG

Allein die Lage verdient einen Besuch: Im sehenswerten Verkaufsraum gibt es außer guten Weinen auch Rotweinalpralinen oder Trester-Brände.

www.weingut-schloss-ortenberg.de

ALDE GOTT WG, SASBACHWALDEN

Die etwa 380 Winzer der WG liefern Trauben von höchster Qualität, aus denen Kellermeister Michael Huber die vielfach ausgezeichneten Weine bereitet.

www.aldegott.de

OBERKIRCHER WG, OBERKIRCH

Auf lockerem Verwitterungsboden von Gneis und Granit gedeihen in Oberkirch die sonnenverwöhnten Reben.

www.oberkircher-winzer.de

– Heinrich Männle mit Tochter Sylvia und Filmproduzent Benjamin Huber.



DIE SACHE MIT DEM PLOP

Die Diakonie in Kork sammelt Flaschenkorken und verarbeitet sie zu einem Granulat, das im Hausbau verwendet wird

Er ist leicht und luftig, er lässt sich drücken und bewahrt dabei Haltung, er altert nicht, und Weintrinker lieben ihn: der Korken. Jede Minute macht es in Deutschland 2 000 Mal „Plop“. Das macht 1,2 Milliarden Korken pro Jahr. Die meisten Korken landen im Müll.

KLAUS FREUDENBERGER UND ADOLF ZIPPENFENNIG aus dem 2.500 Einwohner zählenden Dorf Kork, einem Ortsteil der Kreisstadt Kehl, fanden diese Verschwendung jammerschade. „Viel zu schade zum Wegwerfen!“ Sie stellten sich vor, was man alles aus den Korken machen könnte. Häuser aus Kork, zum Beispiel. Kork ist ein guter Baustoff: Er dämmt und wärmt, er brennt nur schlecht und schwemmt nicht auf. 1991, als Freudenberg und Zippenfennig ins Schwärmen gerieten, gab es so einen Naturbaustoff noch nicht zu kaufen. Freudenberg und Zippenfennig beschlossen, Korken zu sammeln.

HEUTE GIBT ES 150 SAMMELSTELLEN IM ORTENAU-KREIS mit dem Slogan „Korken für Kork“. In guten Jahren kommen über 2 000 Kubikmeter zusammen. Das entspricht 80 Millionen Korken. Die Diakonie richtete eine Werkstatt ein, einen „Korken für Kork“-Verarbeitungsbetrieb mit zwölf Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung. Dort werden die Korken sortiert und geschrotet und anschließend in der „Werkstatt für Kork-Lehm-Bausteine“ der Diakonie in Freiburg von Langzeitarbeitslosen zu Dämmstoffgranulat verarbeitet: „RecyKORK“. Die leichten und gut isolierenden Bausteine werden im Öko-Hausbau oder bei der Sanierung von Fachwerkhäusern verwendet.



– Korksortierung in einer Behinderteneinrichtung: 80 Millionen sind es im Jahr.

Adolf Zippenfennig sitzt abends gern in seinem Haus und zieht den Korken aus einer Flasche Rotwein. Die zunehmende Verwendung von Schraub- und Kunststoffverschlüssen ärgert ihn. Das führt bei „Korken für Kork“ seit einigen Jahren zu einem Rückgang von bis zu zwanzig Prozent. Zippenfennig hofft, dass es auch in Zukunft genug Wein- und Sekttrinker wie ihn gibt, die nur Flaschen mit dem Plop wollen. *Susanne Faschingbauer*

Sichere Versorgung hat nichts mit Zufall zu tun.

Über drei Millionen Haushalte sowie Industrie und Gewerbe zählen auf uns! Deshalb hat Versorgungszuverlässigkeit für die EnBW Regional AG höchste Priorität. Unsere qualifizierten Mitarbeiter und zukunftsweisende Technik sorgen dafür, dass die hohe Qualität unserer Netze erhalten bleibt. Denn: Als größter Netzbetreiber in Baden-Württemberg überlassen wir bei der Energieversorgung nichts dem Zufall.

EnBW Regional AG,
www.enbw.com/kommunen

EnBW

Energie
braucht Impulse

„GEDANKENLOSES ESSEN IST SCHRECKLICH“

Interview mit Wolfram Siebeck über Hechtklößchen- und Schneckensuppe, innere Befriedigung und wie ihm einmal zarte Kalbsnieren zu Hartgummikugeln gerieten.

Den Sommer verbringen Wolfram Siebeck, 82, und seine Frau Barbara in Puy-St-Martin in Südfrankreich. Die kühle Jahreszeit lebt Deutschlands berühmtester Gastrokritiker auf „Burg Mahlberg“ in der Ortenau. In dem bis ins 13. Jahrhundert datierten Adelsitz wohnen die Siebecks zur Miete über drei Stockwerke. Der manchmal als „Küchenpapst“ bezeichnete Herr mit dem gepflegten grauen Bart und einer Vorliebe für breite Hüte empfängt in seinem Arbeitszimmer, ausgestattet mit gediegenen Möbeln.

Herr Siebeck, warum haben Sie Ihren Hauptwohnsitz gerade hier auf Schloss Mahlberg?

Siebeck: Die Winter in der Provence sind nasskalt. Scheußlich. Da ist es hier auf der Burg viel gemütlicher und wärmer. Es war ein Zufall, dass wir diesen Ort gefunden haben. Ich hatte eine Anzeige in der „Zeit“ aufgegeben: „Altes Haus gesucht!“ Die Küche der Ortenau war es also nicht? Siebeck: Die Nähe zu Frankreich war nicht zuletzt ausschlaggebend. Die Ortenau und vielleicht mehr noch den Breisgau zähle ich zur kulinarischen Krone in Deutschland. Die Menschen wissen einfach, was Savoir-vivre bedeutet.

Gehen Sie überhaupt noch privat essen?

Siebeck: Ich liebe die vielen kleinen Gasthäuser dieser Gegend. Die sind immer gut besucht und Sie bekommen fast immer eine gute Qualität.

Und was bestellt Herr Siebeck?

Siebeck: Wenn es gibt: Hechtklößchen- oder Schneckensuppe. Das ist sehr typisch für die Gegend.

...und mit Sicherheit Innereien?

Innereien sind schmackhaft, wenn sie richtig zubereitet werden. Ich bedauere, dass Innereien mittlerweile verpönt sind. An ihnen erkennt man nämlich, wie Tiere gehalten werden. Man kann Hirn, Niere, Magen gar nicht so raffiniert würzen, als dass man nicht schmecken würde, ob man gleichzeitig einen Medikamentencocktail zu sich nimmt. Wenn es keine Massentierhaltung mehr gäbe, dann wären Innereien vielleicht noch auf unseren Speiseplänen.

Sie plädieren dafür, alle Teile eines Tieres von Kopf bis zum Fuß zu verspeisen?

Ich finde es viel ehrlicher und moralischer, wenn man das Tier von vorn bis hinten, vom Schwanz bis zum Ohr, aufisst.

Wenn Sie ein Tier wären, welches wären Sie gerne?

Ich wäre eine Katze. Die haben ihren eigenen Sinn und nehmen sich ihre Freiheiten. Sie sind manchmal auch schüchtern, wie ich.

Und wenn Sie ein Teil von einem Tier wären?

Dann Innereien, Kalbshirn. Das ist so zart und zerläuft auf der Zunge wie Eiscreme.

Was für ein Tier haben Sie noch nicht gegessen?

Murmeltier. In Südtirol wartet eins auf mich.

Achten Sie bei ihren Restaurantbesuchen immer darauf, wie das Essen angerichtet ist?

Ich finde die Tüpferei auf den Tellern albern. Das wertet kein Gericht auf. Volle Teller, auf denen alle Gerichte eines Menüs gestapelt serviert werden, sind ebenfalls widerlich.

Haben Sie mit Ihrer Kritik schon Existenzen zerstört?

Vielleicht. Das weiß ich nicht. Es gibt Köche, die gut im Geschäft sind. Denen ist es egal, was ich schreibe.

Hat sich die Esskultur in Deutschland in den letzten Jahren gebessert?

Ich fürchte nein. Die heutige Generation kennt jeden Busch auf Gran Canaria, kann aber einen Apfel nicht von einer Birne unterscheiden. Sie geben ihr Geld für Elektronik aus, aber leisten sich keine Lebensmittel. Sie kennen die Mittel zum Leben nicht. Viele denken nicht darüber nach, was sie in sich hineinschaufeln. Dieses gedankenlose Essen ist schrecklich.

Was essen Sie gar nicht?

Ich habe mich von deftiger Hausmannskost verabschiedet, die liegt immer schwer im Magen. Es ärgert mich sehr, wenn ich schlechtes Essen serviert



Foto: Eric Vazzoler

bekomme. Der Tag ist gelaufen. Ich kann dann nur noch vergessen – und verdauen.

Sie sind Deutschlands Gourmetpapst. Was war Ihre größte Niederlage?

Das war noch, als ich im Ruhrgebiet gewohnt habe. Ich hatte Freunde zum Essen eingeladen und mein hart verdientes Geld als Pressezeichner in Kalbsnieren investiert. Die haben wir aber nie gegessen. Im Endeffekt habe ich aus den zarten Nieren Hartgummikugeln gezaubert. Ungenießbar. Ich bin immer noch kein geschickter Koch, eher der chaotische.

Im vergangenen Jahr haben Sie in Berlin einen Streifzug durch die türkische Küche unternommen. Wie hat es Ihnen geschmeckt?

Ich habe viel in türkischen Teestuben gegessen und es hat mir geschmeckt. Ich konnte sehen, wie die Speisen in der Küche angefertigt werden. Das ist doch ein Genuss. Von Kochkunst war dabei nicht die Rede. Die Beschränkung auf Lamm, Huhn und Rind ist schade und auch die übermäßige Hitze beim Grillen nimmt dem Fleisch Geschmack. Aber ich hoffe, dass die türkischen Speisen unsere Küche nachhaltig beeinflussen. Die Türken kochen und essen anders als wir. Die Gerichte haben alle ein Aroma und sind gut gewürzt, nicht scharf. Viele durchschnittliche Köche in Deutschland würzen schwach. Das schmeckt schnell langweilig.

Wenn Sie nur noch eine Mahlzeit hätten, was würden Sie bestellen?

Eine große Platte kalte Austern. Sie sind für mich ein Symbol der Reinheit und Natürlichkeit. Dazu einen trockenen Riesling. Da geht mir das Herz auf.

Die Fragen stellte Hanni Heinrich.

– Dass er kam war Zufall, dass er dablief nicht: Wolfram Siebeck lebt in der Ortenau.



Foto: Manfred Delpho

– Eisvögel sind hervorragende Jäger:
Keine zwei Sekunden benötigt er, um einen
Fisch aus dem Wasser zu holen.
Eisvögel sind vom Aussterben bedroht.

DER FLIEGENDE DIAMANT

Das Naturschutzgebiet Taubergießen ist einer der letzten Urwälder Mitteleuropas. In der verwunschenen Auenlandschaft lebt der seltene, scheue und sagemumwobene Eisvogel. Der geheimnisvolle Glanz seiner Federn fasziniert die Menschen seit Jahrtausenden. Um ihn aufzuspüren, braucht man Geduld – viel Geduld.

Text **Julius Schophoff**

Hans-Jürgen Zimmermann ist zehn Jahre alt, als ihm eines der sagemumwobenen Geschöpfe unserer Tierwelt begegnet; es knallt auf die Windschutzscheibe eines entgegenkommenden Autos, wirbelt schillernd durch die Luft, blau, orange, blau, orange, und bleibt mit gebrochenem Genick am Straßenrand liegen.

DER KLEINE EISVOGEL IST NOCH WARM, als der Junge ihn in den Händen hält. Er überredet seinen Vater, ihn mit nach Hause zu nehmen, kratzt sein Taschengeld zusammen, leiht sich den Rest vom Vater und lässt den Vogel ausstopfen. Nun hat er ihn jeden Tag bei sich, die türkisblau schimmernden Flügel, den azurblauen Rückenstreifen, den orangerot leuchtenden Bauch, die weiße Kehle und die braunen Stirnflecken, die, wenn man ihm in die Augen blickt, plötzlich weiß erscheinen.

Die geheimnisvolle Pracht dieser Federn fasziniert die Menschheit seit Jahrtausenden. Eine französische Sage erzählt, wie der Eisvogel zu seinen Farben kam: Noah schickte den damals noch mausgrauen Eisvogel los, um Land zu finden. Als ein Sturm aufzog und die Wellen sich zu Bergen türmten, stieg er so hoch, dass der Himmel seine Flügel färbte. Unter ihm brannte die Sonne. Fasziniert flog er auf sie zu, so lange, bis seine Bauchfedern Feuer fingen. Er rettete sich mit einem Sturzflug ins Wasser. Als er zu sich kam, war die Arche verschwunden – sie hatte

ohne ihn Land gefunden. Und so fliegt der Eisvogel noch heute die Flüsse entlang und ruft mit seinem durchdringenden „Tjii Tjiii“ nach Noah und seiner Arche.

Es scheint, als ob jeder, der dem Eisvogel seither begegnete, einen neuen Mythos dazu erfand: Die alten Griechen glaubten, dass der Windgott jeden Dezember sieben Tage lang das Meer beruhigte, um seine zum Eisvogel verwandelte Tochter nicht bei der Brut zu stören; der römische Poet Ovid dichtete ihm ewige Treue und unsterbliche Liebe an. Ein englischer König zahlte einst eine Tasche voll Gold für ein Eisvogelnest – im Hause aufbewahrt sollte es vor Blitzschlag schützen. Der glänzende Kadaver selbst galt lange als unverweslich: Legte man ihn zu den Wertsachen, vermehrten sie sich; hing man ihn an einen Bindfaden, zeigte er die Himmelsrichtungen an. Trug man sein getrocknetes Herz um den Hals, war man vor Gift und aller Not gefeit. Im 19. Jahrhundert wurden die aufgeklärten Menschen pragmatischer: Die bunten Federn des Eisvogels hingen nun an Angelhaken und dekorierten Damenhüte. Auf einer einzigen Londoner Schmuckfeder-Auktion zur Jahrhundertwende wurden 17020 Eisvögel versteigert.

JEDES KIND KANNT SEINE SCHILLERNDEN FEDERN – über seine Lebensgewohnheiten war den meisten dagegen kaum etwas bekannt. Das änderte sich im Januar 1977. Die junge Zeitschrift >>



– Schwäne, mit 2 Metern Spannweite und bis zu 20 Kilogramm Gewicht, leben (meist) monogam; nur Sie brütet.

als das menschliche Auge fassen kann: Das gesamte Manöver dauert keine zwei Sekunden. Den Stichling, der in seinem langen, spitzen Schnabel zappelt, schlägt er so lange auf den Ast, bis er zu zappeln aufhört, dann dreht er ihn geschickt im Schnabel und schluckt ihn kopfüber und in einem Stück hinunter, auch dann, wenn er fast so lang ist wie er selbst.

ES SEI DENN, ES IST BALZ. Im Frühling wird der Fisch zum großen Brautgeschenk: Mit einer buckligen Verbeugung übergibt das Männchen den erschlagenen Fisch dem Weibchen, das voller Aufregung mit den Flügeln zittert. Dieses Ritual wiederholt sich wieder und wieder – bis die Eisvogeldame das Männchen erhört. Die Paarung selbst dauert kaum länger als das Fischfangen – und nach drei Wochen Brutzeit liegen sieben Eier im Eisvogelbau. Warum es fast immer genau sieben Eier sind, bleibt ein Geheimnis.

Sobald die Kleinen flügge sind, beginnen die Eltern von neuem: Der Winter wird hart und eine Brut genügt nicht, um die Art zu erhalten. Eine Zweitbrut ist die Regel, manche Vögel brüten ein drittes Mal und die fleißigsten aller Eisvogelpaare schaffen

GEO druckte in ihrer vierten Ausgabe auf 13 Seiten die spektakulären Bilder eines Amateurfotografen, der den Vogel sechs Jahre lang beobachtet hatte. Er war der erste, der den Eisvogel bei der Jagd unter Wasser fotografierte.

HANS-JÜRGEN ZIMMERMANN IST 27, als ihm die Zeitschrift in die Hände flattert; der ausgestopfte Eisvogel steht noch immer auf seinem Schreibtisch. Seit kurzem hat er einen neuen Beruf, er dreht Industrie-Filme. Er sieht die Fotos vom tauchenden Eisvogel und denkt sich: Das kann ich auch. Er baut ein Aquarium, trägt es an einen kleinen Fluss und füllt es mit Fischen. Nach nur einer Woche stürzt sich ein jagender Eisvogel hinein – Hans-Jürgen Zimmermann hält seine Kamera drauf, und kurze Zeit später wird die deutsche Fernsehpremiere eines tauchenden Eisvogels im Südwestfunk ausgestrahlt. Bis heute hat er über 150 Filme über die heimische Tierwelt gedreht, für das ZDF, Arte, VOX, RTL – doch kein anderes Tier fasziniert ihn so wie der kleine bunte Vogel aus seiner Kindheit. Und so dreht er dreißig Jahre später einen zweiten Eisvogel-Film, es wird sein Lebenswerk. Der 2008 erschienene Dokumentarfilm „Die Jagd nach dem fliegenden Diamanten“ zeigt das Eisvogelleben in Nahaufnahme.

Auf den ersten Blick wirkt der spatengroße Vogel unersetzlich und ziemlich gedrungen: Sein dicker Kopf sitzt auf einem kurzen Hals, sein Schwanz ist kaum mehr als ein Stummel. Doch dieser Eindruck ändert sich, sobald der Eisvogel zur Jagd ansetzt. Kingfisher nennen ihn die Engländer, Königsfischer. Er sitzt auf einem Ast, kaum einen Meter über der Wasseroberfläche, tippelt zur Seite und folgt mit dem Kopf einer Bewegung unter ihm. Plötzlich schießt er wie ein Pfeil ins flache Wasser, schnappt einen Stichling, bremst die Wucht mit seinen ausgebreiteten Flügeln, taucht sofort wieder auf und flattert mit schwirrenden Schlägen zurück auf seinen Ast – all dies geschieht schneller,



– Letzter Urwald am Oberrhein: ein Paradies für Naturfreunde.



– Hans-Jürgen Zimmermann bei der Pirsch auf den Eisvogel.

„ENDLICH IST DER AUGENBLICK GEKOMMEN, AUF DEN ICH SO LANGE WARTEN MUSSTE. DAS SONNENLICHT LÄSST SEIN GEFIEDER GLÄNZEN WIE BUNTE DIAMANTEN.“

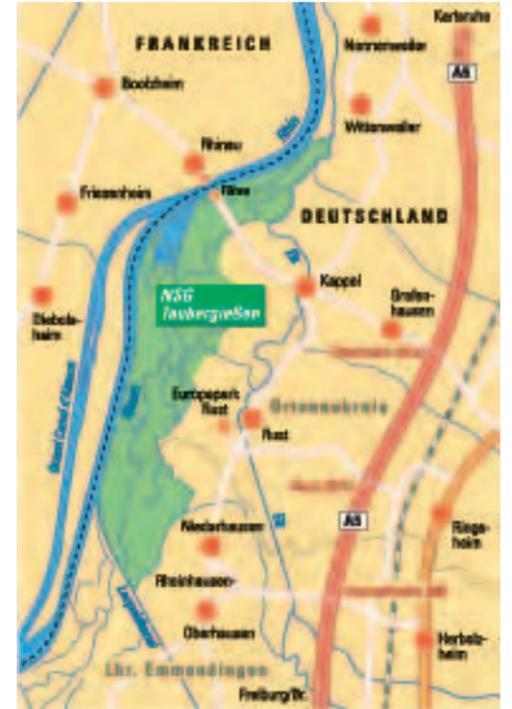
sogar eine vierte, die sogenannte Notbrut. Die Jungen dieser letzten Brut verlassen das Nest erst kurz bevor der erbitterte Feind des Eisvogels naht: das Eis.

AUF 5000 BIS 8600 BRUTPAARE schätzt das Bundesamt für Naturschutz (BfN) den deutschen Eisvogelbestand. Doch nach harten Wintern bleiben nicht viele von ihnen übrig: Vier von fünf Vögeln fallen der Kälte zum Opfer, sie erfrieren im Schnee oder verhungern, weil ihre Jagdreviere vereisen. Lange Eiswinter wie der von 1962 auf 1963 löschen beinahe die gesamte deutsche Population aus. Doch die Natur hat mitgedacht und dem Eisvogel zwar ein kurzes Leben, doch dafür viel Nachwuchs beschert. So schaffte er es, über Jahrtausende im klimatisch wechselhaften Mitteleuropa zu überleben. Heute, am Anfang des 21. Jahrhunderts, steht der Eisvogel vor einem Problem, das größer ist als harte Winter, eines, das ihn endgültig vom Aussterben bedroht und gegen das die Evolution kein Konzept kennt: die Vernichtung seines Lebensraumes. Seine natürlichen Bedürfnisse – klare, fischreiche Gewässer, natürliche Uferabbrüche und unverbaute Flussbetten – erhoben den Eisvogel zum Wahrzeichen des Naturschutzes. Der Naturschutzbund NABU ernannte ihn 2009 zum zweiten Mal nach 1973 zum Vogel des Jahres – und veröffentlichte traurige Zahlen: Weniger als zehn Prozent der deutschen Gewässer gelten heute noch als naturnah. Urtümlich, also nahezu unberührt, sind nur noch weniger als ein Prozent.

EINES SEINER LETZTEN PARADIESE FINDET DER EISVOGEL im Naturschutzgebiet Taubergießen. In diesem Urwald am Oberrhein ist noch alles so, wie die Natur es will: Von Stieleichen und Silberpappeln hängen Lianen wuchernden Efeus, Siebenschläfer verstecken sich unter moosigen Wurzelfüßen, und im Totholz gefallener Bäume zieht der Steinkauz seinen Nachwuchs auf. Kristallklares Wasser streicht gemächlich die hellgrün leuchtende Sternkresse glatt, die auf kleinen Hügeln am Grunde des Flusses wächst. Aus unterirdischen Quellen sprudelt stetig frisches Wasser, das die stillen Auen auch im tiefsten Winter nicht gefrieren lässt.

Es ist ein Ort, der sein Geheimnis nur dem verrät, der geduldig ist.

Am Ende des Films von Hans-Jürgen-Zimmermann sitzt der kleine Eisvogel nur einen Meter von seinem Objektiv entfernt: „Endlich ist der Augenblick gekommen, auf den ich so lange warten musste. Jedes kleine Detail, jede Feder, sehe ich genau. Das Sonnenlicht lässt sein Gefieder glänzen wie bunte Diamanten ...Ganz nah sitzt er vor mir, bei mir, ich halte still. Dabei bebt irgendetwas in mir – vor Freude.“



INFO TAUBERGIESSEN

Der Taubergießen ist eines der größten Naturschutzgebiete Deutschlands (1 682 ha). In der von Wasserläufen durchzogenen Auenlandschaft leben viele vom Aussterben bedrohte Tiere und Pflanzen.

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts kam es in dem Gebiet immer wieder zu verheerenden Überschwemmungen. Erst die Begradigungen des Rheins wiesen das Wasser in geregelte Bahnen. Doch der Eingriff führte zu neuen Katastrophen: Der Strom floss zu schnell ab, der Grundwasserspiegel sank, die Gegend versteppte. Viele Tier- und Pflanzenarten starben aus, der Fischreichtum verschwand für immer.

Erst Mitte der fünfziger Jahre begann man, den ökologischen Wert des letzten Urwalds am Oberrhein zu erkennen, 1979 wurde der Taubergießen zum Naturschutzgebiet erklärt. Wanderer und Radfahrer haben die Wahl zwischen vier beschilderten Rundwegen: Schmetterlingsweg (Länge ca. 2 km), Orchideenweg (6,5 km), Kormoranweg (6 km) und Gießenweg (bis 8 km).

Die schönste Art, den Taubergießen zu erkunden, ist aber eine Bootstour auf einem Holzkahn. Anbieter finden Sie auf: www.taubergiesen.com

STICH FÜR STICH

Weltweit gibt es etwa 250 „Burda Sewing Clubs“. Im Aenne Burda-Nähclub in Offenburg nähen die Frauen einmal in der Woche auf Nähmaschinen vom Burda Verlag und nach Vorlagen aus der Burda Style.

Text **Anna Hunger** Fotos **Eric Vazzoler**



→ Frauen unter sich:
Jeden Mittwoch trifft sich
im Aenne-Burda-Haus
der Offenburger Nähclub.

Die Stoffstücke auf dem Nähtisch sehen eher aus, als würden sie in Zweitverwertung als Putzlappen dienen. Es besteht nicht einmal eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Kleidungsstück, das Ute Kämpf einen „Wellness-Anzug“ nennt. Die Ränder sind ausgefranst, die Formen undefinierbar. Ute Kämpf blättert sich durch ein paar Schnittmuster, die auch Baupläne für moderne Hochhäuser sein könnten. „Da isser“, sagt sie und zeigt entzückt auf einen Kimono mit schwarzen Punkten. Er ist als „leicht“ gekennzeichnet. Auf der Fotografie daneben umhüllt er ein sehr schlankes, sehr blondes Modell mit Schmolmund, das sich lasziv auf einen Staubwedel stützt. Ute Kämpf piekst eine Nadel durch den grauen Jersey-Stoff. „Immer heften“, sagt sie so gewichtig, als würde sie die Bedienung eines Feuerlöschers erklären. „Und nicht vergessen: Bügeln vor dem Nähen.“ Bei Hosen vor allem die Po-Nähte. Sonst kratzt's am Hintern.

SO GEHT ES JEDEN MITTWOCH IN OFFENBURG im Nähclub im Aenne-Burda-Haus zu. Es ist einer von rund 250 „Burda Sewing Clubs“ auf der Welt – in Reminiszenz an Aenne Burda, die „Königin der Kleider“, die den Schnittmusterbogen erfand. In Hagen am Teutoburger Wald gibt es einen, ebenso in Charlston West Virginia und in New York City. Die Stammbesetzung in Offenburg: Ute Kämpf, 67 Jahre alt, ehemalige Verwaltungsangestellte bei der Stadt Offenburg, Liane Kimmig, 56, Hausfrau und „Managerin eines kleinen Familienunternehmens“, Ursula Rudolph, auch sie über 50, gelernte Textilfachfrau, und die 60-jährige Regina Bär. Genäht wird auf Singer-Nähmaschinen, die der Verlag zur Verfügung gestellt hat. Es gibt ein Bügelzimmer, eine Overlook-Maschine zum Rundnähen von Stoffrändern, ein paar Tische, und auf jedem liegt ein Stapel des Magazins Burda Style-aktuelle, aber auch solche, in denen die Mannequins die grässlichen Football-Schulterpolster aus den 80ern tragen, zu denen wenig gut aussah, außer vielleicht Leggings und ein roter Opel-Manta. >>



VOR DAS FERTIGE KLEID HAT DER NÄHGOTT DEN SCHNITTBOGEN GESTELLT.

DIE VIER DAMEN VOM NÄHCLUB sitzen mitdendrin in meterweise Tweed- und Loden-Stoffen, mehreren Kilometern Bindfäden, Nähmaschinenfüßen zum Wechseln – es gibt Doppelkordelfüße, Schmalkantfüße, Paspelfüße, Dreilochgarnfüße oder Mehrstichkräusler – und Tausenden Nähadeln, Stopfnadeln, Stecknadeln, Jeansnadeln mit Ösen oder bunten Köpfen, extragroß, extraklein, manche davon rostresistent. Einige davon stecken in Ursula Rudolphs Nadelkissen. Es ist selbst gehäkelt und sieht aus wie eine bunte Sonnenblume.

Ursula Rudolph ist die Meisternäherin im Offenburger Nähclub. Sie ist laut, trägt einen lilafarbenen, selbst gestrickten Pullover und näht, wenn sie nicht gerade über einem Lodenmantel sitzt, wie an diesem Mittwoch, Sitzsäcke, Tischdecken, Hemden für ihren Mann oder Überzieher für Blumentöpfe. „Wenn das so weitergeht“, sagt sie, „dann muss ich anbauen.“ Der Kleiderschrank quillt schon über vor lauter Selbstgenähtem. Sie könne sich halt so schlecht trennen, sagt sie, und verzieht das Gesicht zu einer Zornesfalte, weil das grüne Innenfutter für ihre neueste

„ICH FÜHL MICH WIE EIN REH“, FLÖTET REGINA BÄR, STECKT SICH EIN PAAR METER BRAUNES WILDLIEDERIMITAT UM DIE BEINE UND DREHT EINE FAST ELEGANTE PIROUETTE.



Kreation zwar verdammt teuer war, aber fusselt wie ein Flokati nach einer Party.

„**ICH FÜHL MICH WIE EIN REH**“, flötet Regina Bär, steckt sich ein paar Meter braunes Wildlederimitat um die Beine und dreht eine fast elegante Pirouette vor dem Spiegel. „Soll eine Schlupfhose werden.“ Weil es die nicht kümmert, ob Regina Bär ein paar Kilo mehr oder weniger wiegt, sagt sie, während Ute Kämpf ein paar Meter weiter mit ihrem Kimono hadert und in einem Nähköfferchen zwischen Scheren, Kreide und Spulen nach einer Jersey-nadel kramt: „Des isch aber blöd zum Nähen, des Jersey.“

Alle vier hatten in der Schule noch ein Fach, das nach Telefon mit Wählscheibe und Schürzen mit Kreuzstich-Muster klingt: Handarbeit. Dafür können sie heute kunstvolle Bordüren nähen, wo andere schon verzweifeln, wenn sie nur einen Knopf annähen müssen. Liane Kimmig, blonde Locken, schwarzer Rolli zu roten Fingernägeln und einem grünen Nadelkissen am Arm, lässt die elektrische Nähadel elegant um die Ärmelnaht sausen. Es wird ein Mantel – brauner Loden, Tweed an den Ärmeln und ein Secondhand-Nerzkragen als Krönung für den Hals. Früher, da hat sie sich Bikinis genäht, ein kleines Stückchen Stoff für unten, eins für oben, Knoten über dem Busen, fertig, später Hosen und Hemden für den Sohn und den Mann, noch später Mäntelchen für das Enkelkind. „Muss man des Jersey ketteln?“, fragt Ute Kämpf. „Ha normol schon“, antwortet Ursula Rudolph, die Meisternäherin, die in ihre Kleider Schildchen einnäht: „Made by Ursula Rudolph.“ Nach anderthalb Stunden sehen die Stoffteile von Ute Kämpf zwar immer noch nicht nach einem Kimono aus. Aber mit ein bisschen gutem Willen lässt sich ein Ärmel erkennen. Mindestens zwei Wochen wird sie brauchen, bis sie ihr selbst genähtes Kleidungsstück das erste Mal vor dem Spiegel bewundern kann. Also wird sie noch zwei Mittwoche im Anne-Burda-Haus verbringen, zwischen Nadeln, Bindfäden, Loden- und Tweed-Stoff. Zwei weitere vergnügliche Nachmittage mit ihren Mittwochs-Freundinnen. Nähen verbindet nicht nur Stoffstücke miteinander.

DIE ORTENAU MACHT DRUCK

NIRGENDWO SONST IN DEUTSCHLAND GIBT ES SO VIELE DRUCKEREIEN. DIE TRADITION BEGANN IN STRASBOURG

Den ersten Erfolg verzeichnete der Burda-Verlag in den 20er Jahren mit Sürag, der ersten Radio-Programmzeitschrift. Später erschien sie unter dem Namen *Bild+Funk*. Heute ist der Burda Verlag bekannt für die *Bunte*, die *Freizeit Revue* oder das Nachrichtenmagazin *Focus*. Der Name Burda gehört zu Offenburg wie der Dom zu Köln. Der Begründer, Franz Burda, wurde „Der Senator“ genannt, seine Frau Aenne „Die Königin der Kleider“. An der Spitze eines der größten europäischen Medienkonzerne steht seit vielen Jahren Hubert Burda. Im Druckzentrum werden täglich etwa 600 Millionen Seiten gedruckt.

Strasbourg und die Ortenau waren seit Beginn des Druckerwesens eine Hoch-

burg des geschriebenen Worts. Noch heute gibt es auf deutscher Seite rund 150 Druckereibetriebe und Verlage. Damit führt die Region eine Tradition weiter, die jenseits des Rheins begann, in Strasbourg. Hier hatte Johannes Gutenberg die Idee, mit Hilfe beweglicher Drucklettern die Produktion von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften für ein Massenpublikum zu ermöglichen. Gebaut wurde die Druckerpresse schließlich in Mainz, aber seine Schüler und Nachfolger machten Strasbourg zu einem frühen Zentrum der Druckkunst. Aus Strasbourg kamen die erste Ausgabe des „Eulenspiegels“, die erste deutschsprachige Bibel, das erste Wochenblatt und die Idee, Werbeanzeigen in Bücher zu drucken. Als es in Strasbourg politisch zu gefährlich wurde, wechselten die Drucker nur die Rheinseite. In Kehl druckte Beaumarchais die erste Gesamtausgabe von Voltaires Schriften.

DER OBERRHEIN: DAS MEDIAVALLEY



MUT ZUR KLEINHEIT

Die Schwarzwälder Post ist die kleinste Zeitung in Baden-Württemberg. Und das soll auch so bleiben, findet der Chef.

Text und Fotos **Jan Söfjer**



~ 10 Pfennig kostete die Zeitung vor 114 Jahren. Außer dem Preis hat sich nicht viel verändert.



~ Der Seniorchef ist noch fast jeden Tag mittendrin.

~ Selbst bei der „Post“ wurde der Bleisatz im vergangenen Jahr umgestellt.



VON DER ZEITUNGSKRISE HAT Hanspeter Schwendemann schon gehört. Doch wenn der Inhaber der „Schwarzwälder Post“ über die Krise spricht, wirkt es, als rede er über etwas Abstraktes, das keinen Bezug zu seiner Welt hat. Der kleinsten eigenständigen Zeitung Baden-Württembergs geht es blendend. Vielleicht hat die Krise das Städtchen einfach übersehen. Zell am Harmersbach liegt inmitten des Schwarzwaldes – ca. 8.000 Einwohner scheinbar abgekoppelt vom Rest der Welt. Gut vorstellbar, dass die Republik hinter dem Wald einfach vorbeirauscht.

GLEICH NEBEN DER KIRCHE LIEGT DER FIRMENSITZ DER ZEITUNG. Der Name steht in alten Lettern an der Fachwerkwand mit elf Fenstern. Hinter einem sitzt Barbara Wagner, 61 Jahre alt und die einzige Redakteurin der „Schwarzwälder Post“. Es ist Montag, der stressigste Wochentag. Auf Wagners Tisch liegt ein Stapel mit Berichten von Vereinen, freien Mitarbeitern und der Polizei. „Gestern Abend habe ich noch die Berichte vom Wochenende geschrieben“, sagt Wagner. Heute redigiert sie nur. Der Aufmacher ist ein Stück über den „Besuchermagneten

Töpfermarkt und Geschenkesonntag“. Die „Schwarzwälder Post“ erscheint montags und mittwochs, sowie freitags mit Amtsblatt. Sie ist eine Abendzeitung. Wagner fängt werktags um 7.30 Uhr an, um 10.30 Uhr werden die ersten überregionalen Seiten gedruckt, der sogenannte Mantel, der vom „Schwarzwälder Boten“ eingekauft wird. Um 14 Uhr muss die Zeitung fertig sein. Den Büroraum teilt sich Wagner mit zwei Schriftsetzern und einem Grafiker. Hat sie einen fertigen Text ausgedruckt, greift ihn sich ein alter Herr mit blauem Kittel, Schriftsetzer Bernd Hannemann. An einem Pult bastelt er die Zeitungssseiten mit Schere und Kleber zusammen. Druckvorstufe heißt das. So wie zu der Zeit, als es noch keine Computer gab. Die Seiten werden auf Film kopiert, mit dem die Druckplatten hergestellt werden. Doch auch bei der „Post“ wird die Druckvorstufe digitalisiert. Wenn dieser Text erscheint, dürfte das Ausschneiden und Aufkleben bereits

Geschichte sein. Die Druckmaschinen rattern gleich hinter einer wenig schalldichten Tür. Zeitungsproduktion auf engstem Raum, schon seit 114 Jahren.

Hanspeter Schwendemann steht im Pullover vor dem Archiv, zieht einen Wälzer mit verschlissenen Einband aus dem Schrank und schlägt ihn auf. „Zell a. H. 18. September 1897“ steht da. Zehn Reichsmark-Pfennig kostete das Blatt damals. Heute sind es 1,05 Euro. Es ist die allererste Seite der „Schwarzwälder Post“. Seit 50 Jahren lebt Schwendemann hier, also schon immer. Seit 34 Jahren arbeitet er im Betrieb. Er hat mit einer Schriftsetzerlehre angefangen und dann seinen Meister gemacht, wie schon sein Vater vor ihm. „Wir kommen mehr von der technischen Seite“, sagt Schwendemann mit Schnauzer, Halbglätze und badischem Sound. 2001 hat der Junior das Familienunternehmen übernommen, in dem es auf der Toilette für jeden Angestellten ein eigenes >>

Handtüchlein mit Namensschild gibt. Auf einem steht Herbert Schwendemann.

EINE GLÜHBIRNE AUF EINER STANGE erleuchtet das Kellergewölbe. In einer Ecke sitzt ein alter Herr im Karohemd und sucht Fraktur-Bleibuchstaben an einem Stehpult. Er wirkt, als habe man ihm vor 50 Jahren vergessen zu sagen, dass Feierabend ist. Es ist der Senior. Herbert Schwendemann, der Vater von Hanspeter Schwendemann. Eigentlich ist der Senior schon lange in Rente, aber er kommt immer noch jeden Tag. Herbert Schwendemann hat sein ganzes Berufsleben hier verbracht. 60 Jahre. Mit 15 fing er als Schriftsetzerlehrling an, machte später seinen Meister und kaufte 1973 den Betrieb, den bis dahin die Gründer-Tochter geführt hatte. Schwendemann senior zeigt auf ein Foto an der Wand: Josef Fuchs mit ausladendem Schnurrbart an einem schwarzmetallenen Ungetüm aus kindergroßen Zahnradern und Walzen. Eine Druckmaschine, Baujahr 1903. „Der Buchdrucker aus Ravensburg hatte auf Wanderschaft ein Mädchen aus Zell kennengelernt“, sagt Schwendemann senior. 1897, Fuchs war 25 Jahre alt, heiratete er seine Theresia und richtete im Nebengebäude einer Apotheke eine Druckerei ein. Die Stadt ließ ihre amtlichen Bekanntmachungen dort drucken. Es war der Anfang der „Schwarzwälder Post“. Schwendemann greift sich einen roten Starkstromstecker. Plötzlich quietscht und rumpelt es. 1930 hat Fuchs die Druckmaschine gekauft, 47 Jahre lang war sie in Betrieb. Der Zylinder mit der Druckplatte schiebt sich vor und zurück. Das Räderwerk mahlt. Ein Bogen Papier wandert durch die Rollen, wird gefaltet und verschwindet in einem Schlitz.

Es ist früher Nachmittag, die Zeitung ist fertig. Barbara Wagner sitzt im Pausenraum und raucht. Am Abend hat sie aber noch einen Termin, wie fast jeden Tag. Bevor sie vor zehn Jahren hierherkam, arbeitete sie 20 Jahre lang beim „Offenburger Tageblatt“ als freie Autorin. Die Schwendemanns machten in dieser Zeit die Zeitung alleine, die letzten sechs Jahre verstärkt von einer Halbtagskraft. Heute konzentriert sich der Chef auf die Geschäftsführung und Firmenberichte, die man auch PR nennen könnte. Wagner findet das „einen guten Service“. In dieser Kollektiv-Werbung, die sich optisch vom

ÄNDERN SOLL SICH NICHTS, NICHT EINMAL WACHSEN SOLL DAS BLATT. „MAN MUSS DEN MUT HABEN, KLEIN ZU BLEIBEN.“

Rest der Zeitung unterscheidet, aber nicht als Anzeige markiert ist, komme immer jemand anders dran, der sich vorstellen dürfe, mit einem redaktionellen Text und Bild sowie einer Anzeige des beschriebenen Geschäftes. „Dann wissen die Leute, was es hier in der Region gibt.“ Schwendemann sagt dazu: „Es ist ein Spagat, es hat aber bisher gut funktioniert.“ Er weiß, wie man verlegerische und wirtschaftliche Interessen miteinander verknüpft. Seit 19 Jahren ist er Vorsitzender der örtlichen Werbegemeinschaft, in der 120 Firmen vertreten sind. Schwendemann sagt aber: „Alle sollen neutral die Möglichkeit haben, sich in der ‚Post‘ zu äußern.“ Wagner sagt: „Es gab schon mal Ärger, weil ich einen Widersacher der Werbegemeinschaft zu lang zitiert habe.“ Weniger Probleme gibt es mit den Vereinberichten. Die schreiben die Vereine selber – gegen Zeilengeld. „Kritische Berichte bekommt man da natürlich nicht“, sagt Schwendemann, aber „auf die Berichterstatte aus den Vereinen waren wir immer schon angewiesen“. Schwendemanns Konzept geht auf: Die Abonnentenzahl steigt und Anzeigen gibt es reichlich, wie er sagt, eine hochprofitable Zeitung.

Es ist dunkel geworden in Zell am Harmersbach. Auf vielen Tischen in Zell und den Nachbargemeinden Biberach, Oberharmersbach und Nordrach dürfte schon die „Post“ liegen. Weit mehr als 3.000 Haushalte haben sie abonniert, eine Abdeckung von 60 bis 70 Prozent. Ändern soll sich nichts, nicht einmal wachsen soll das Blatt. „Man muss den Mut haben, klein zu bleiben“, zitiert Hanspeter Schwendemann die Tochter des Gründers Josef Fuchs. „In dem Moment, in dem wir mit einer großen Zeitung fusionierten, würde hier nur noch ein Redaktionsbüro übrig bleiben.“ Das wäre schade für die erwachsene Tochter, welche die Geschichte der „Schwarzwälder Post“ fortsetzen könnte.



– Früher Nachmittag – die Zeitung ist fertig. Übersichtliche Arbeitsabläufe.



– Zeugen einer langen Tradition: 1897 wurde die „Schwarzwälder Post“ gegründet.



– Zufriedener Verleger: Die Abonnentenzahl steigt und Anzeigen gibt es reichlich.

Arbeiten in der Ortenau.

Bitte bringen Sie Ihren Kopf mit...
...und gerne auch Ihre Familie.



Wirtschaftsregion  Offenburg Ortenau

Bitte vertrauen Sie mir Ihre Kurzbewerbung an. Gerne vermittele ich den Kontakt zu den Unternehmen des WRO-Wirtschaftsbeirates: manfred.hammes@wro.de

www.wro.de



→ Im Schwarzwald wächst die Biomasse, die im Kraftwerk Echtele zu Strom verfeuert wird.

DER STROM, DER AUS DEM HOLZ KOMMT

Das Schwarzwalddorf Nordrach produziert fast vollständig seinen eigenen Strom. Es wurde als „Energie-Musterkommune“ ausgezeichnet und zum „Bioenergiedorf“ gekürt.

Text **David Weyand**

Was aus der Steckdose kommt, war kurz zuvor ein Haufen mit Holzrinde. Auf dem Gelände des Sägewerks Echtele in Nordrach lagern Hunderte Baumstämme. Eine Maschine schabt die Rinde ab, spuckt sie auf ein laut ratterndes Fließband. Aus den Stämmen werden Bretter, aus der Rinde entstehen Strom und Wärme. Ein Blockheizkraftwerk mit einer Leistung von 5,2 Megawatt wandelt Rinde, Holzspäne und Grünschnitt in Energie um.

Schon heute werden 16 Prozent des Stroms in Deutschland ökologisch erzeugt, Tendenz steigend. Immer mehr Verbraucher, Betriebe und Kommunen nehmen die Produktion selbst in die Hand. Wenn auch noch lokale Unternehmen solche Anlagen planen, aufbauen und betreiben, Arbeitskräfte einstellen und Steuern zahlen, bleibt viel Geld in der Region. „Regionale Wertschöpfung“ nennen das Fachleute und prophezeien den Kommunen gute Einnahmen.

SÄGEWERKBESITZER MANUEL ECHTLE SITZT IN SEINEM BÜRO, von da überblickt er seinen gesamten Betrieb. Mit wenigen Klicks ruft er sich die Daten des Kraftwerks auf den Monitor

seines Computers. Echtele ist Sägewerkbesitzer in vierter Generation. Mit 30 Mitarbeitern und einem Jahreseinschnitt von 45 000 Festmetern zählt es zu den eher kleinen Sägewerken der Region.

Vor zehn Jahren stieg die Nachfrage nach Schnittholz und Echtele wollte expandieren. Dafür brauchte er zusätzliche Trockenkammern. „Aber die hohen Heizkosten waren abschreckend“, erzählt er. Ein Ingenieur machte ihm einen Vorschlag, der zunächst absurd in seinen Ohren klang. Er riet ihm, sein eigenes Kraftwerk zu bauen. Echtele rechnete lange und gründlich, bis er sich sicher war, dass es sich lohnte. 2007 nahm er sein Kraftwerk in Betrieb.

16 000 TONNEN BIOMASSE IM JAHR füttern den sieben Meter hohen Verbrennungsöfen mit Rinde und Spänen. Ein Geflecht von silbernen Rohren verläuft quer durch die Halle; vom Ofen zu den Wärmetauschern, an Filteranlagen vorbei, durch die Wand ins Seitengebäude. Dort treibt Öldampf eine tonnen-schwere Turbine an, die genug Strom produziert, um damit 1 800 Einfamilienhäuser zu versorgen. Der Strom, 900 Kilowattstunden Energie, fließt ins allgemeine Netz. Die Wärme bleibt >>

WER ÖKO-STROM PRODUZIERT, BEKOMMT DAFÜR EINE GARANTIERTE VERGÜTUNG. IMMER MEHR MENSCHEN WOLLEN DESHALB STROMERZEUGER WERDEN.

im Dorf: Über Warmwasserleitungen beheizt Echtle seine Trockenhallen, außerdem 30 Nachbarhäuser und eine Reha-Klinik. Von seinem Schreibtisch aus kann er den Wärmeverbrauch der Nachbarn überprüfen und sogar die Temperatur regulieren. Das überlasse er ihnen aber besser selber, sagt er und lacht. Die regionalen Netzbetreiber müssen die Elektrizität abnehmen, auch wenn der Preis über dem eigentlichen Marktwert liegt – so will es das Gesetz. Auch Sägewerkbesitzer Echtle profitiert davon.

NORDRACH IST EIN LUFTKURORT IM SCHWARZWALD mit 2 000 Einwohnern, 80 Prozent der Gemarkung sind von Wald bedeckt. Seit Jahrhunderten nutzen Mühlen, Sägewerke und Schmieden die Wasserkraft der Nordrach. Hier hat die Holzverarbeitung eine lange Tradition. Heute setzen die Bewohner auf Hightech. Diamantblau funkeln ihre Dächer. Mit der Nordracher Solarstrom GbR haben rund ein Dutzend Privatleute und die Gemeinde eine Photovoltaik-Anlage auf dem Dach der Gemeindehalle installiert. In den vergangenen neun Jahren hat sie Strom im Wert von 170 000 Euro aus Sonnenlicht erzeugt.

Die Kommune will nicht nur selbst Strom herstellen und verkaufen. Sie will aus möglichst vielen Dorfbewohnern Stromproduzenten machen. Mit einem Laser ließ Bürgermeister Carsten Erhardt alle Dächer abtasten, so dass inzwischen jeder Hausbesitzer weiß, ob sich für ihn eine Solaranlage rechnet. Die Bemühungen haben sich herumgesprochen: Nordrach wurde 2010 vom Land Baden-Württemberg zur „Energie-Musterkommune“ gekürt und vom Bundeslandwirtschaftsministerium in den Rang eines „Bioenergiedorfes“ befördert. Die Titel sind gut fürs ländliche Ego, die 25 000 Euro Preisgeld fest verplant – für neue Energie-Investitionen.

Damit der hausgemachte Strom ins allgemeine Netz fließen und zu einer Einnahmequelle werden kann, braucht Nordrach den regionalen Energieversorger – die Elektrizitätswerke Mittelbaden. 2002 wurden fast 20 Millionen Kilowattstunden Öko-Strom in ihrem Versorgungsgebiet erzeugt. Sechs Jahre später waren es bereits 140 Millionen. Ein Drittel des Stroms, der in der Ortenau aus Steckdosen fließt, stammt aus erneuerbaren Energien. Das ist deutlich mehr als im Bundesdurchschnitt. Das E-Werk Mittelbaden stellen einen bunten Energiemix zusammen: ein Solarstrompark bei Offenburg, Wasserkraftwerke an der Kinzig in Offenburg, Gengenbach und ab dem Sommer 2011 auch in Hausach. Mehr als 2 000 Haushalte werden alleine von diesen drei Anlagen mit sauberem Strom versorgt. Zusätzlich beteiligen sich die E-Werke an Windanlagen an der Nord- und Ostsee. Den überwiegenden Teil ihres Strombedarfs kaufen die E-Werke aber an der Leipziger Strombörse: Ein Drittel Atomstrom, ein Drittel aus fossilen Energiequellen. Tendenz fallend.



– Manuel Echtle in seinem Kraftwerk. Als Geschäftsmann kam er zu dem Schluss: „Das lohnt sich.“



– Ein modernes Wasserkraftwerk bei Gengenbach, das E-Werk Mittelbaden hat es gerade eingeweiht. Schon seit Jahrhunderten nutzen die Menschen die Energie der Kinzig.



– Das Biomassekraftwerk in Nordrach produziert nicht nur Strom, sondern auch Wärme für die Trockenhalle des Betriebs und dreißig Haushalte.

– Stromerzeugung aus Sonnenenergie.



VOM GRÜN WEITHIN BEHAUSET

Eine Liebeserklärung

■ **MORI-DUNUM?** Wie schrieb doch gleich ein Chronist im frühen 16. Jahrhundert, indem er sich über den Namen keltischen Ursprungs dreist positionierte und – der Verdacht liegt nahe – den Bauernaufständen eher missgünstig denn wohlgesonnen gegenüberstand: „Die Mordnaw, so geheißē, weil dort gar vill Mords- und Diebsgesindel hauset ...“. Schlichtweg ein Irrtum, diese Zeitzeugenschaft! Gefehlt, Unbekannter! Sei´s drum. Es darf auch mit diesem Beispiel getrost festgestellt werden: die Phantasie als Revolutionärin unverblümter Lust am Fabulieren und insgeheimer kreativer Munterkeit behauptet seither ihre sonnendurchfluteten Plätze in dem weithin geschichtlich angespannten Landstrich. Vielleicht macht diese Gabe – *s wär e Plaisir* – die Gegend sogar erst aus. Mit *Wunderfitz* das Neue wagen, dabei – *Momentle!* – *s Hitige* mit einer gesunden Portion Gelassenheit abzuwägen und Künftiges aus und in gemütsversponnener Leidenschaft zu bewahrheiten. Ohne ihre Traditionen und Bräuche aus dem Blick zu verlieren. Die Ortenau ist Bewegung, niemals Stillstand. Allenfalls *e Tröpfle* Einkehr, um jenes Grün tief einzuatmen, das sich ungeniert allorts bald selber zelebriert und großzügig weiterverschenkt. Als Kind war mir das klar wie Finkensang und wirkt bis heute heiter nach. Ich *schnaig halt furchtbar gern* vom Grün.

Wie damals in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als unser stetes Urlaubsziel – wie sollte es

auch anders sein – *Andalucía* hieß. Die Eltern waren einst vom Mittelmeer an die Kinzig umgezogen. Wenn wir dann nach den Ferien aus Spanien zurückkehrten im September und die Sehnsucht über den französisch-deutschen Zoll heimgeschmuggelt hatten, wussten wir, dass es von Kehl nur noch ein Katzensprung sein würde, um flussaufwärts anzukommen. Daheim.

IN HAUSACH, WO ICH FAST TÄGLICH MEINE SCHREIBKLAUSUR ERFINDE, wohnte ich zunächst im Nord- und dann im Südschwarzwald. Heute mäandert je nach Wasserstand der Kinzig die imaginäre Grenze in meiner Dichterseele, die immer auch sprachlich ein Fließendes der Wahrnehmung erzeugt.

Hier am schieren Wald der Ortenau ist das Badische nach wie vor ein identitätsumfassendes Begehren, eine selbstbewusste Geisteshaltung, obschon *Hansele* und *Spättle* durchaus um ihre kulturelle Mitgliedschaft in der landschaftsübergreifenden Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte wissen, Württemberg nicht ohne administrativen Einfluss aus der Ferne aufblüht und sich sage und schreibe 55 Nationalitäten in diesem Schwarzwaldort die Hände reichen.

ES ENTSPRÄCHE EINER LÜGE, behauptete ich, es sei keine *Grenzerfahrung*, hier zu leben. *Mori-dunum!* Es ist das Gespür der Ränder. In jeglicher Hinsicht eine Reife aus Eigenheit und Fremde, aus

Ab- und Zugewandertem. Das Empfinden in Nachbarschaften zu werden und mündig handelnde Kopf- und Herzregion der sich verändernden Wirklichkeiten zu sein. Ja, die Ortenau ist heuer aufs Vorzüglichste heimisch und wusste sich trotz aller noch so verqueren Kabale und Herrschaftsintrigen europäischer Machtgeschichte(n) und Kriegsgeflieber ins Weltoffene zu erweitern.

MORI-DUNUM heißt übrigens – so verrät das Herkunftswörterbuch – „Sumpffestung“. Welch schön-faszinierende Metapher für eine kontinuierliche Herausforderung nach Morgen, die erdverbunden ein Quäntchen Vorsicht in sich trägt.
José F.A. Oliver

ZUR PERSON:

José F.A. Oliver wurde am 20. Juli 1961 als Sohn einer spanischen Gastarbeiterfamilie in Hausach im Schwarzwald geboren und lebt dort als freier Schriftsteller. Seine Gedichte wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Er wuchs mit Deutsch und Spanisch auf und ist ebenso mit dem alemannischen Dialekt seiner Schwarzwälder Heimat vertraut. Oliver hat Germanistik und Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau studiert. Er wurde u.a. mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis und dem Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet. Oliver hat seinem Heimatort Hausach mit seinem Buch „Mein andalusisches Schwarzwald-dorf“ ein Denkmal gesetzt. 1998 rief er das Literaturfest Hausacher LeseLenz ins Leben.

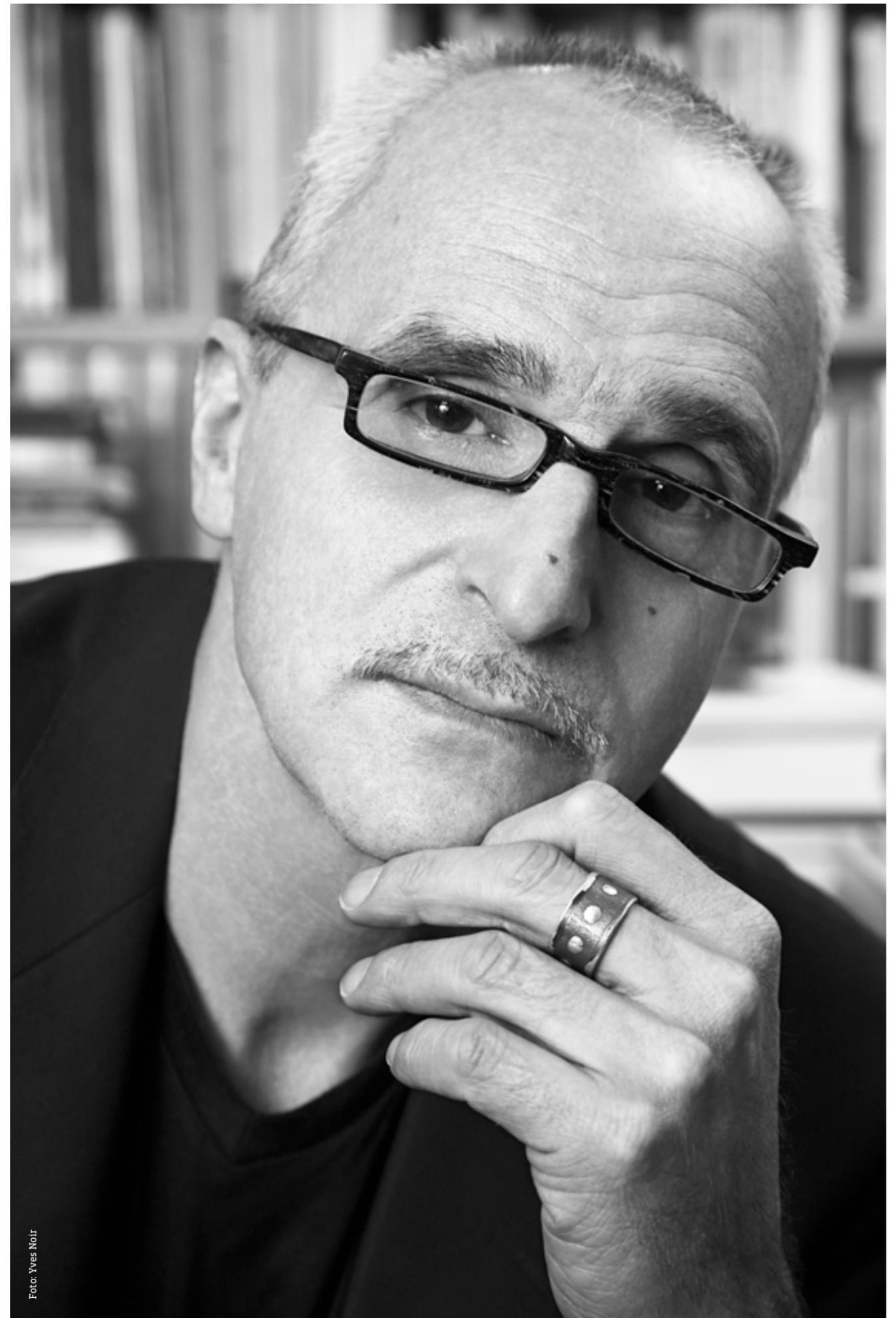


Foto: Yves Noir

Otto Grimmig ist ein fleißiger Mitarbeiter, treuer Ehemann und anständiger Schwiegersohn. Sein Leben hätte ein Gütesiegel verdient mit der Aufschrift: perfekt badisch. Als er 34 Jahre alt ist, kommt sein Sohn Thorsten schwerstbehindert auf die Welt. Und plötzlich steht er vor einer Aufgabe, die alles verändert. Otto Grimmig wandelt sich vom braven Mann zum mutigen Macher.

Text **Susanne Faschingbauer** Fotos **Eric Vazzoler**



→ Thorsten ist glücklich auf dem Schollenhof. Im Hintergrund seine Schwester Monja.

EIN STARKER TYP

Otto Grimmig fährt mit Sohn Thorsten zum Schollenhof wie durch die Kulisse eines Heimatfilms. Das alte Bauernhaus steht abgelegen am Waldrand, drumherum erstrecken sich Wiesen und Maisfelder. Grimmig stellt seinen schwarzen Kombi vor dem hölzernen Gartenzaun ab. Die Sonne geht unter, rotes Abendlicht fällt auf die Felder, die Herbstluft ist frisch wie Apfelsaft. Goldgelb schimmert Licht aus den Fenstern des Fachwerkhauses. Die Autotüren schlagen zu. Pferd Sammy blickt von seiner Koppel auf die Besucher und wiehert zur Begrüßung. Esel Pepe streckt seinen Kopf neugierig über den Zaun. Gänse gackern, zwei Ziegen fressen Gras.

DAS ALLES GEHÖRT THORSTEN.

Thorstens Eltern haben den Schollenhof für ihren Sohn gekauft. Hier sollen er und fünf andere Menschen mit Behinderung gemeinsam leben und arbeiten.

Otto Grimmig ist ein kleiner, eher unscheinbarer Mann. Man könnte meinen, er spiele nur einen Statisten in diesem Heimatfilm, doch er ist der Regisseur. Das Auffälligste an ihm sind seine buschigen, schwarzen Augenbrauen und ein breites, muskulöses Kreuz. Der Vater blickt auf Thorsten. Sein Sohn winkt Pferd Sammy zu und freut sich wie ein kleines Kind. Er hüpf, doch seine Bewegungen sind ungenau, als hätte er Blei in den Gliedern. Er ruft auch kein freudiges „Hallo Sammy!“ über den Zaun, sondern seine Stimme überschlägt sich, es ist ein Jubelruf aus hohen, schrägen Lauten. Thorsten kann nicht sprechen. Er ist 19 Jahre alt und auf dem Entwicklungsstand eines Kindes von zweieinhalb Jahren. >>

DAS EHEPAAR LEGT SICH JEDE NACHT SCHLAFEN MIT DER HOFFNUNG: MORGEN WACHT THORSTEN GESUND AUF. JAHRE SPÄTER ERFAHREN DIE ELTERN, DASS IHR SOHN AM ANGELMANSYNDROM LEIDET, EINER SELTENEN GEISTIGEN BEHINDERUNG.

In der Bauernstube brennt Licht. Otto Grimmig und Thorsten öffnen die Holztür und treten ein. Es ist warm, Holzscheite brennen im Kamin. Der Boden knarrt. Gisela Grimmig und ihre Schwester haben heute Gäste bewirtet, Senioren aus dem Nachbarort. Kaffeeduft liegt noch in der Luft, selbstgebackener Zwetschkuchen und Rhabarbertorte stehen noch auf den Tischen. Die Gardinen sind waldgrün, die Eckbänke gepolstert. Vor acht Jahren war das Haus völlig verwahrlost. Spinnweben hingen von der Decke, der braune Putz bröckelte von den Wänden, das Dach hatte Löcher. Otto und Gisela Grimmig verbrachten Wochenenden, Feierabende, Monate und Jahre zwischen all dem Staub und Schutt, um den Schollenhof zu renovieren.

WEISS THORSTEN EIGENTLICH, WAS SIE FÜR IHN TUN? „Noi, des glaub' i nedd“, antwortet Otto Grimmig. Liebt Thorsten Sie? Er komme oft und umarme ihn. Pause. Aber das mache er nun doch mit jedem. Auf Gefühle angesprochen, reagiert Otto Grimmig verunsichert, streicht sich mit der Hand über die Haare oder tastet mit seinen Fingern die Tischkante ab. Fragt man ihn nach seinem Beruf, den Werkzeugbau, erklärt er detailliert seine Aufgaben, verwendet Fachausdrücke, redet ohne Punkt und Komma. Er absolvierte die Hauptschule und begann mit 15 Jahren eine Lehre zum Werkzeugmacher. Ein Freund seines Vaters bot ihm die Lehrstelle in seinem Fünf-Mann-Betrieb an. Heute arbeiten dort 435 Menschen. Otto Grimmig hat die Firma mit aufgebaut. Dabei wollte er doch „nie in solche Hallen gehen“. Er arbeitet lieber in der Natur, seine Eltern hatten eine Landwirtschaft. Otto Grimmigs Heimat ist Oberkirch-Zusenhofen. Das Dorf mit seinen 2000 Einwohnern liegt am Rande des Schwarzwalds. Als Otto Grimmig auf der Hauptstraße durch den Ort fährt, nimmt er immer wieder seinen Arm vom Steuer und deutet auf Plätze seines Lebens. Die Schule, das Rathaus, den Sportplatz, hier ein ehemaliges Friseurgeschäft, drüben die Bäckerei, dort steht sein Elternhaus, daneben wohnen Freunde, die ganze Welt besteht aus Bekannten und Vertrauten. Die Abenddämmerung malt eine Silhouette aus Nadelbäumen und Bergen an den Horizont. Die Kirchturmglöckchen läuten. Jetzt sitzen die Familien zuhause um den Abendtisch.



IM OKTOBER VOR 25 JAHREN IST OTTO GRIMMIG in einer Pferdekutsche durch den Ort in seine gemeinsame Zukunft mit seiner Gisela gefahren. Er war 28, sie 21 Jahre alt. 1988 kam Tochter Monja zur Welt, drei Jahre später Sohn Thorsten. „Jetzt ist das Glück perfekt“, dachte das Ehepaar. Als Thorsten eineinhalb Jahre alt ist, merken Gisela und Otto Grimmig, dass etwas nicht stimmt. Der Sohn krabbelt noch gar nicht, er isst und schläft und isst und schläft. Als Gisela Grimmig an einem heißen Sommertag ihren fiebrigen Sohn wickelt, fängt sie an zu schreien. Thorsten hat einen Krampf. Sie packt ihn, ruft nach der eigenen Mutter, rast in die Kinderklinik. Immer wieder zieht sich sein kleiner Körper verkrampft zusammen. Niemand weiß, was mit Thorsten los ist. Das Epilepsiezentrum in Kork ist ratlos, die Universitätsklinik in Freiburg ebenso; Heidelberg, Bad Griesbach, Maulbronn und Hamburg, alle schicken sie die Grimmigs ohne Diagnose zurück nach Hause. Das Ehepaar legt sich jede Nacht schlafen mit der Hoffnung: Morgen wacht Thorsten gesund auf. Jahre später erfahren die Eltern, dass ihr Sohn am Angelmansyndrom leidet, an einer seltenen geistigen Behinderung.

Otto Grimmigs Büro liegt im dritten Stock des Familienhauses. Ein Regal voller Ordner steht an der Wand, ein schwarzer Schreibtisch an der Fensterfront. Von hier aus steuert Grimmig das Familienleben, erledigt Bürokratie, überweist Rechnungen, häuft Akten und Dokumente an. In einem der Ordner ist auch der Kaufvertrag für den Schollenhof abgeheftet. Zwei Grundstücke, Familienerbe, haben sie damals verkauft, um den Schollenhof zu erwerben. Unten knallen Türen. Schritte, Trampeln. Rufe der jüngsten Tochter Lorena. Thorsten solle das lassen, schon wieder irgendwas. Otto Grimmig lächelt über die Streitereien, als amüsiere ihn das Chaos unter seinem Dach.

Ähnlich gelassen agiert Grimmig an seinem Arbeitsplatz. 14 Uhr, Besprechungsraum, der Boden vibriert vom Stampfen der Maschinen in der Halle, einen Stock höher diskutieren Geschäftsleute, Otto Grimmig in Jeans und schwarzweiß kariertem Baumwollhemd: Ein Kunde erwartet bis Freitag, also übermorgen, eine Lieferung. Doch die Ware ist nicht da. Konzentriert studiert Grimmig das Problem und sucht nach einem Ausweg.

ER IST DIE RUHE SELBST.

Die Grimmigs wollten Thorsten damals nicht in einen Kindergarten für Behinderte geben. Bei ihrer Suche nach Alternativen – „Wir wussten nicht, wo woanders ist“ – stießen sie auf ein integratives Montessori-Kinderhaus. Vier Jahre später gründeten sie mit anderen Eltern einen Verein, der eine integrative Montessori-Schule ins Leben rief. Otto Grimmig übernahm den Vorsitz. Doch was sollte nach der Schule mit Thorsten passieren? Die Eltern können sich nicht mit der Idee der Behinderten-Werkstätten anfreunden. Durch einen Zeitungsartikel kommt Otto Grimmig auf die Idee, einen Ort zu schaffen, an dem Menschen mit Behinderung sich selbst versorgen, leben und arbeiten können. Bald fährt er mit Thorsten durch die Lande und hält nach leer stehenden Bauernhöfen Ausschau. Er kauft den Schollenhof als Ruine. Ehefrau Gisela ist skeptisch, Tochter Monja fühlt sich vernachlässigt. Der Bruder bekommt einen ganzen Bauernhof und sie nur ein Auto? Doch als sie sahen, wie beharrlich er seine Idee anging, sprang der Funke über. Inzwischen ist der alte Bauernhof dank vieler Spendengelder und Helfer frisch renoviert. Hochzeiten, Vereinsfeste und Weihnachtsbasare finden auf dem Schollenhof statt. Gisela Grimmig kümmert sich um den Hofladen. Der Schwager, die Schwester, der beste Freund, der ehemalige Chef, alte Arbeitskollegen und junge Lehrlinge kommen vorbei und bringen Brot, Marmelade, Werkzeug, Honig, alte Fahrräder oder helfende Hände mit. Die Werkstufe der Montessori-Schule kommt einmal in der Woche zu Besuch. Thorsten und sein Betreuer Antonius Fröhlich sind täglich da, misten den Stall aus, füttern die Tiere, pflanzen Kräuter im Garten, schmücken die Stube, prüfen die Wetterstation und empfangen Besucher. Der Schollenhof war der Traum von Otto Grimmig und ist jetzt das Projekt eines ganzen Dorfes – und die Zukunft seines Sohnes.



~ Auf Gegenseitigkeit: Geborgenheit und Vertrauen.

DOCH ALS SIE SAHEN, WIE BEHARRLICH ER SEINE IDEE ANGING, SPRANG DER FUNKE ÜBER. INZWISCHEN IST DER ALTE BAUERNHOF DANK VIELER SPENDENGELDER UND HELFER FRISCH RENOVIERT.

KEIN KÖNIG VON DEUTSCHLAND



Der Jurist, Journalist, Initiator des „Hambacher Freiheitsfestes“ und Sohn der Stadt Lahr, Philipp Jakob Siebenpfeiffer, steht bis heute für Demokratie und Pressefreiheit.

Text **David Weyand**

• **MEHR ALS 30 000 MENSCHEN** feiern im Mai 1832 ein rauschendes Fest auf der Hambacher Schlossruine. Einer der Organisatoren ist Philipp Jakob Siebenpfeiffer, geboren in Lahr. Ein Bauer nähert sich ihm und flüstert Siebenpfeiffer etwas ins Ohr, woraufhin dieser vehement den Kopf schüttelt. Gefragt, was der Mann wollte: „Er hat gefragt, ob ich König von Deutschland sein möchte, wir machen Sie dazu.“

EINE HÜBSCHE ANEKDOTE. Aber der Mann will nicht. Er wird sein Leben lang für Freiheit und Demokratie kämpfen. Als sein Vater, der Schneidermeister Siebenpfeiffer, und seine Ehefrau Dorothea im Jahr 1789 ihr drittes Kind zur Welt bringen, ist die Monarchie in Frankreich erst seit wenigen Monaten Geschichte. Während jenseits des Rheins die Franzosen ihre Freiheitskämpfe austragen, gehört Lahr noch zum Fürstentum Nassau-Saarbrücken. Es herrschen katastrophale Zustände in den engen, verwinkelten Gassen, die nach Kot und Urin stinken. Mit der beginnenden Industrialisierung entstehen Fabriken und damit Arbeitsplätze auch außerhalb der Landwirtschaft.

Trotz Armut muss Siebenpfeiffer weder auf dem Acker noch in der Fabrik schuften, er ist ein ausgesprochen guter Schüler und besucht die Lateinschule. Mit 16 Jahren tritt er einem Geheimbund gegen die Tyrannenherrschaft Napoleons bei. Seiner Karriere schadet das nicht. Im Oktober 1808 erfolgt gar die Beförderung und Versetzung nach Freiburg im Breisgau, wo er in der Finanzverwaltung arbeitet. Nebenher studiert Siebenpfeiffer an der Universität Freiburg Jura. Das Studium beendet er 1813 mit dem Staatsexamen und einer Promotion, 1814 heiratet er Emilie, die Tochter seines Doktorvaters Weißeneck. Das private Glück hat er gefunden, beruflich beginnt für den frisch gebackenen Juristen eine Odyssee: in Colmar, Kreuznach, Trier, Ottweiler, Landau und Speyer arbeitet er ab 1814 als Verwaltungsbeamter für die österreichische Besatzungsbehörde.

SIEBENPFEIFFER GILT ALS EIN GUTER BEAMTER, der sich um die Förderung der Schulbildung, den Ausbau der Verkehrswege und die Verbesserung der sozialen und politischen Bedingungen verdient macht. Beobachter beschreiben ihn aber auch als ehrgeizig, hitzköpfig, streitbar und manchmal rücksichtslos. Zunehmend legt er sich mit Vorgesetzten und Autoritäten an. Selbst vor Kritik an den bayerischen Königen scheut er nicht zurück. Er fordert mehr Unterstützung und Reformen von den Regenten, um Missernten, Hungersnöte, Epidemien und der lahmdenden Wirtschaft etwas entgegenzusetzen zu können. Seine Kritik findet kein Gehör. Im Gegenteil: Überall versuchen die Monarchen ihre absolute Herrschaft zu festigen. „Mein Amt war mir längst eine Last, nicht der Arbeit wegen, sondern weil das Elend der unteren Klassen täglich wächst und mit ihm die Unmöglichkeit zu helfen“, schreibt er. Siebenpfeiffer ist endgültig vom republikanischen Fieber angesteckt. Er sieht in der Französischen Revolution die „Retterin der politischen Freiheit Europas“. 1830 gründet er die Zeitschrift „Rheinbayern“, woraufhin prompt die Entlassung aus dem Staatsamt folgt. Von diesem Gegenwind unbeeindruckt, gilt sein ganzes Engagement nun dem politischen Journalismus. Mit dem „Boten aus dem Westen“ erscheint 1831 eine Zeitschrift, die den Demokraten ein Forum bietet. Siebenpfeiffer zieht nach Oggersheim und publiziert dort seine in „Westbote“ und

„Deutschland“ umbenannten Zeitungen. Zensur, Behinderungen beim Druck und der Auslieferung führen dazu, dass Siebenpfeiffer gemeinsam mit anderen Ende Januar 1832 den deutschen Presseverein gründet. In kurzer Zeit melden sich deutschlandweit über 5.000 Mitglieder an. Der politische Druck wird letztlich aber doch zu groß und er löst seine beiden Zeitungen auf.

DEMOKRATISCHE VORSTELLUNGEN LASSEN SICH KAUM NOCH FREI ARTIKULIEREN, deshalb versammeln sich die Menschen unter dem Vorwand geselliger Feste. Dabei entwickelt Siebenpfeiffer die Idee eines großen „Nationalfestes“, das er schließlich auf der Ruine des Hambacher Schlosses mitorganisiert. „Wir selbst wollen, wir selbst müssen vollenden das Werk, und, ich ahne, bald, bald muss es geschehen, soll die deutsche, soll die europäische Freiheit nicht erdröselt werden von den Mörderhänden der Aristokraten“, ruft der „Feuergeist vom Hambacher Fest“ seine Anhänger auf. Sie kommen am 27. Mai 1832 mit schwarz-rot-goldenen Fahnen, um drei Tage lang für mehr Demokratie, Freiheit und Einheit zu demonstrieren. Siebenpfeiffer und die anderen Redner werden verhaftet. Der Vorwurf: Sie hätten einen „Complot“ zum Umsturz der Regierung geplant und die Bürger aufgewiegelt. Obwohl das Gericht die Angeklagten überraschend freispricht, erhält Siebenpfeiffer eine zweijährige Haftstrafe wegen Beamtenbeleidigung. Kurz darauf flieht er im November 1833 aus dem Gefängnis und entkommt über das Elsass in die Schweiz. Dort erhält er Asyl, zudem eine Professur für Straf- und Staatsrecht in Bern und er kann wieder publizieren. Den politischen Kampf nimmt er aber nicht mehr auf, ihn interessiert jetzt mehr die politische Bildung, die Erziehung der Jugend zu mündigen Staatsbürgern. Nach dem Tod seiner Frau 1835 geht es auch mit ihm gesundheitlich bergab. Sechs Jahre später folgt wegen „geistiger Verwirrung“ die Einweisung in eine Pflanzanstalt, am 14. Mai 1845 stirbt Siebenpfeiffer mit 55 Jahren. Drei Jahre nach seinem Tod flammt 1848 die erste bürgerliche Revolution auf deutschem Boden auf. Siebenpfeiffer hat sie nicht mehr erlebt. Aber er war ihr Vorkämpfer.

David Weyand

SCHÖNER SCHWÄRMEN

VIELE SCHRIFTSTELLER FÜHLTEN SICH DURCH DIE LANDSCHAFT DER ORTENAU INSPIRIERT. EINE AUSWAHL

1. „Die letzten Gewächse im Felde erhoben noch einmal ihr vorher welkes und gesenktes Haupt und warteten auf ihre Weinsammlung. Das Laub an den vielen Obstbäumen, womit die Straßen hier sehr stark besetzt sind, hatte seine natürliche Lebhaftigkeit wieder bekommen.“ (1781)

HEINRICH SANDER (1754-1782) auf dem Weg „linker Hand hinter Offenburg nach dem Kintzinger Thal“

2. „Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät mit Fackeln so prächtig herunter? Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht? Mir klingen die Lieder so munter. O nein! So sage, was mag es wohl sein? Das, was du da siehst, ist Totengeleit, und was du da hörest, sind Klagen. Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid, Sie bringen ihn wieder getragen. O weh! So sind es die Geister vom See! Sie schweben herunter ins Mummelseetal – Sie haben den See schon betreten – Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal – Sie schwirren in leisen Gebeten. (...) Die Geister am Mummelsee (1832), EDUARD MÖRIKE (1804-1875)

3. „Als er von Strassbourg herüberfuhr und den dunklen Wald seiner Heimat erblickte, als er zum ersten Mal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen, treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimatlichen Klänge, stark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz; denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse weinen zugleich, aber – wie konnte er nur so töricht sein, er hatte ja ein Herz von Stein; und Steine sind tot und lächeln und weinen nicht.“

Aus: Das kalte Herz (1827) von WILHELM HAUFF (1802-1827)



ES MENSCHELT IN LAUF

Die Einwohner von Lauf wählten den 26-jährigen Oliver Rastetter zum jüngsten Bürgermeister von Baden-Württemberg.

ALS DIE WAHL FÜR OLIVER RASTETTER GEWONNEN und er wenig später als neuer Bürgermeister von Lauf in sein Amtszimmer eingezogen war, stellte er zwei Teddybären in das Schrankregal. Rastetter mag Teddybären, „weil sie so gemütliche Wesen sind“. Für die Bürger von Lauf waren die Teddys eher ein Schock. Hatten sie den Richtigen zum Rathauschef gewählt? Oder war Oliver Rastetter mit seinen gerade einmal 26 Jahren nicht vielleicht doch zu jung für einen so honorigen Beruf? Die Wahl hatte für Schlagzeilen gesorgt, schließlich gab es in Baden-Württemberg bis dahin noch nie einen jüngeren Bürgermeister.

HEUTE, GUT FÜNF JAHRE NACH DER WAHL, sind sich die Laufener sicher: Er ist nicht zu jung gewesen! Rastetter habe seine Sache bislang „gued“ gemacht und außer-

dem hat „der Bueb“ inzwischen geheiratet. Ein Mädels aus dem Dorf. Zur Hochzeit war sogar Ehrenbürger und Hitparaden-Präsentator Dieter Thomas Heck erschienen, einziger und nicht zuletzt deshalb beliebtester Promi von Lauf. Spätestens an diesem Tag haben sich die 4000 Einwohner an den Satz erinnert, den Rastetter einer SWR-Reporterin in die laufende Kamera gesagt hatte. Auf deren Frage, was ihm als neuem Chef in der kommenden Amtszeit besonders am Herzen läge, hatte er geantwortet: „Dass das Zwischenmenschliche nicht auf der Strecke bleibt.“ Erst jetzt glaubten viele den Satz richtig verstanden zu haben.

Auch wenn viele wichtige Entscheidungen im Kreistag oder im Landtag fallen, der Bürgermeister ist gerade in kleinen Gemeinden noch immer erster

und wichtigster Ansprechpartner. Und im wahrsten Sinne „zum Anfassen“ muss er sein. Bei den Vereinsjubiläen der Grodlochhexen und den Landfrauen. Bei den Jahresfeiern der Wanderfreunde und der Kolpingfamilie. Und bei den Kaffeetafeln der Altersjubilare. Oliver Rastetter hat damit kein Problem. Es gefällt ihm sogar, wenn sie ihn, der mit 19 Jahren in seiner Heimatgemeinde Muggensturm schon im Gemeinderat saß, auf die Schulter klopfen, am Ärmel ziehen und ihn behandeln, als wäre er einer von ihnen. *EM*

»» *Wir geben immer*
100%

Andreas Kaufmann

»» *Das macht*
dann zusammen
200%

Markus Kaufmann



Beste Qualität und hundertprozentige Zuverlässigkeit – dafür steht das Druckhaus Kaufmann seit sechs Generationen. Und dafür stehen wir, Andreas und Markus Kaufmann. Unsere Rollen- und Bogenoffsetdruckerei Druckhaus Kaufmann mit Sitz in Lahr bietet Ihnen die gesamte Bandbreite an Druckerzeugnissen und ergänzenden Dienstleistungen. Gemeinsam mit rund 300 Mitarbeitern setzen wir uns mit Herzblut und Sachverstand dafür ein, dass unsere Kunden rundum zufrieden sind. Überzeugen Sie sich selbst. Wir freuen uns auf Sie!
www.druckhaus-kaufmann.de

**DRUCKHAUS
KAUFMANN**

Innovativ seit 1816.

EIN MANN GEHT IN DIE LUFT

Es gibt in Deutschland nur zwei zugelassene Hubschrauber der Marke Eigenbau. Einer ist der „Hubi“ CH-7 von Bernhard Huschle, der regelmäßig vom alten Flughafen in Lahr abhebt.

Text **Esther Göbel** Fotos **Eric Vazzoler**

Eigentlich war die ganze Sache eine Notlösung. Bernhard Huschle wurde arbeitslos und wollte doch so gerne fliegen. Also baute sich der Flugmechaniker vor 25 Jahren seinen eigenen Hubschrauber. Als sei das so leicht wie ein Ikea-Regal zusammenzuschrauben. Wenn man Bernhard Huschle heute in einem der grauen, riesigen Hangars auf dem alten Flugplatz von Lahr besucht, könnte man denken, dass es tatsächlich so einfach war. Der 69-jährige freundliche Mann mit grauem Haar und einem runden Bauch, der leicht über der Hose spannt, trägt meist eine Fliegerkappe. Zwischen fünf Oldtimer-Flugzeugen steht „Hubi CH-7“ – eine Stahlrohr-Aluminium-Konstruktion, Einsitzer, 65 PS stark. Der 40-Liter-Tank reicht für eineinhalb Stunden Flugleistung.

„IRGENDWANN HATTE ICH KEINE LUST MEHR, immer allein zu fliegen“, sagt Huschle und erzählt, wie er seinen zweiten Hubschrauber, diesmal einen Zweisitzer, zusammenschraubte. Er flog nach Chicago und schaute sich auf der weltgrößten Show für Eigenbau-Fluggeräte um. Danach bestellte er in den USA den Bausatz „Safari“ und begann, den Zwei-Personen-Hubschrauber zusammenzubasteln. 50 000 Euro investierte ein Freund, und in akribischer Kleinstarbeit setzten die beiden Männer fast 5 000 Teile zusammen – daheim in Huschles Garage in Gengenbach. Nach einem halben Jahr und rund 1 000 Stunden Arbeit war der Zweisitzer, die „Bell47“, fertig. Außen melonengelb lackiert, innen orange-braun gepolstert, die zwei Millimeter dünne Plexiglaskuppel einem Insektenauge gleich gebogen.

MIT DER SEGELFLIEGEREI FING ES AN, da war Huschle 21 Jahre alt. Um sich seine ersten Flugstunden leisten zu können, verkaufte er sein Auto und fuhr mit dem Moped zum Flugplatz. Seine Freunde erklärten ihn für verrückt, Huschle aber hielt an seinem Traum fest. 1972 folgte der Motorflugschein. Als gelernter Elektriker fing er an, schulte sich weiter zum Flugzeugmechaniker. Später wurde er Prüfer beim Luftfahrtbundesamt. Bernhard Huschle ist Mitglied der OUV, der „Oskar Ursinus Vereinigung“, in der sich die deutschen Flugzeugbastler zusammengeschlossen haben. Flugzeug-Pionier Ursinus hatte in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts erste Baupläne für das „Do-it-yourself-Prinzip“ bei Flugzeugen entwickelt.

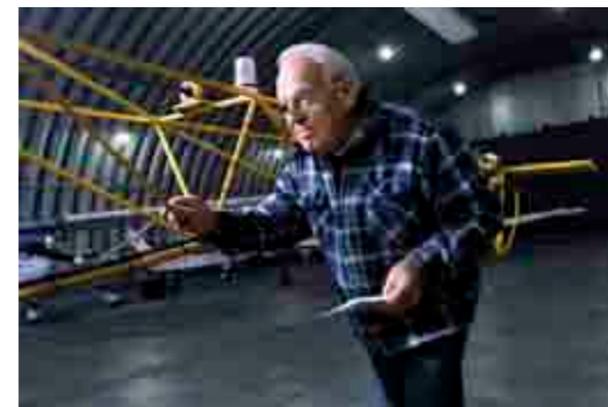
Wann immer Huschle kann, setzt er sich auf den weich gepolsterten Pilotensitz und hebt ab. Das mittlere Rheintal kennt er wie seine Hosentasche. Im Osten der Schwarzwald, im Westen die Gipfel der Vogesen, im Süden die schneebedeckten Alpen: Er kennt kein schöneres Gefühl, das sich bei ihm einstellt, wenn die Rotorenblätter ihn gen Himmel ziehen. „Das bedeutet für mich Freiheit.“

Huschle weiß, wie schnell aus Spaß Ernst werden kann. Vor vier Jahren stürzte er ab, es war windig an jenem Tag. Ungebremst knallte der Helikopter in den Boden. Huschle hatte Glück, er kam mit ein paar Prellungen und Splitterverletzungen davon. Der Pilot überlebte ebenfalls. Seitdem ist Huschle vorsichtiger geworden. „Es ist wie bei einem Schauspieler“, sagt er und lacht, „der steht auch auf der Bühne, bis es nicht mehr geht.“



~ In seiner Plexiglaskuppel hat Bernhard Huschle einen sensationellen Ausblick auf die Ortenau.

~ Der Hubschrauber steht in einem Hangar neben Oldtimer-Flugzeugen.



~ Wann immer es geht, setzt sich Huschle auf den weich gepolsterten Pilotensitz und hebt ab.

„WIR HABEN ANDERE SORGEN ALS NICHTRAUCHERGESETZE“

Auf eine Zigarre mit Alex Kopf, 71-jähriger Tabakbauer aus Neuried-Ichenheim und langjähriger Vorsitzender der Tabakpflanzer in Baden-Württemberg. In der größten Tabakanbaugemeinde Deutschlands gedeiht das Kraut seit Jahrhunderten. Doch die Zukunft steht auf der Kippe.



Fotos: Eric Vazzoler

Herr Kopf, werden Sie von jüngeren Tabakbauern beneidet? Warum?

Mit Ihren 71 Jahren konnten Sie die Hiobsbotschaft gelassen aufnehmen, dass die Europäische Union den Tabakanbau nicht weiter subventioniert.
Im Tabakanbau ging es immer bergauf und bergab. Doch seit dem Wegfall der EU-Prämien ist es richtig hart. Die Hilfen aus Brüssel machten 60 Prozent des Preises aus. Mit Niedriglohnregionen wie Südamerika und Afrika können wir auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrieren. Trotzdem lässt sich ein Großteil der Anbaumenge noch vermarkten, mit finanziellen Einbußen. Sinken die Preise weiter, wird es schwierig.

Herrscht dicke Luft unter den Tabakbauern?

Natürlich. Bei vielen geht es um die Existenz. Durch die Prämien waren wir gewohnt, kein hohes Risiko zu haben. Als sich im vergangenen Frühjahr für die Tabaksorte Burley plötzlich kein Abnehmer mehr fand, war das für mich die größte Enttäuschung in meinen 25 Jahren als Vorsitzender der Tabakpflanzer in Baden-Württemberg. Ich musste es den Kollegen mitteilen, das war hart.

Die EU bietet den Tabakbauern eine Entschädigung, die auf andere Pflanzen umstellen.

Umstellen – worauf? Klar, es gäbe Spargel und Erdbeeren, damit ließe sich wie mit Tabak auf kleiner Fläche ein hoher Ertrag erzielen. Aber diese Märkte sind bereits voll. Würden unsere 900 Hektar Tabakfläche dazukommen, hätten wir eine Übermenge, die Preise würden zusammenfallen. Und dann wären auch die Spargelbauern ihre Sicherheit los.

Gemüse statt Tabak wäre keine Alternative für Sie?

Blühende Tabakfelder gibt es bei uns seit 250 Jahren. Die Pflanze belebt die Artenvielfalt und gehört zur regionalen Identität.

Kann man stolz sein auf etwas, was in Deutschland jährlich 100.000 Menschen tötet?

Tabakbauern liefern nicht das Endprodukt.

Aber ohne sie gäbe es keine Zigaretten und Zigarren.

Jeder weiß, dass Rauchen nicht gerade gesundheitsförderlich ist. Aber so lange geraucht wird, wird auch Tabak angebaut. Und wenn wir das nicht tun, machen das andere.

Raucher geraten immer mehr ins gesellschaftliche Abseits – ist das eine weitere Bedrohung für Ihren Berufsstand?

Ich habe eine Studie gelesen, dass im Jahr 2020 die doppelte Menge Tabak gebraucht wird. Die Weltbevölkerung wächst gerade dort, wo es noch viele Raucher gibt. Unsere Saisonarbeiter aus Osteuropa etwa haben ein Rauchverhalten wie wir vor 30 Jahren. Wir haben andere Sorgen als Nichtrauchergetse.

Wie solidarisch zeigen sich in diesen schwierigen Zeiten die deutschen Tabakkonzerne, die nicht gerade jeden Cent zweimal umdrehen müssen?

Wissen Sie, früher gab es in Lahr die Firma Roth-Händle. Neuried und Roth-Händle, das gehörte zusammen. Dann wurde die Marke aufgekauft. Weltkonzerne haben keinen Bezug zum Pflanzler, für sie zählt allein die Wirtschaftlichkeit. Unlängst sind einige Kollegen und ich zu Reemtsma nach Hamburg gereist. „Meine Herren“, haben sie dort gesagt, „uns tut es leid, dass eine langjährige gute Zusammenarbeit von heute auf morgen vorbei ist. Aber unsere Zentrale in England interessiert das nicht.“ Dabei dachten wir, dass auch unsere Qualität eine Rolle spielt.

Ist die denn so gut? Die Ortenau ist verregnet und nicht so sonnenverwöhnt wie Anbaugelände in Afrika oder Südamerika.

Es ist wie beim Wein. Boden und Klima geben dem Tabak eine gewisse Geschmacksrichtung, die ich woanders nicht bekommen kann.

Seit 2009 gibt es die Ortenau-Zigarre, die ausschließlich aus Tabak aus Ichenheim besteht. Was hat es mit ihr auf sich?

Der Erfinder, Claus Nückles vom Fachgeschäft Zigarren Baumert aus Kehl, hat sich gedacht, wenn unsere Region seit Jahrhunderten die Tabakkultur pflegt, soll sie auch eine eigene Zigarre bekommen. Und sie ist gut – wider Erwarten.

Wieso wider Erwarten?

Normalerweise verwenden Hersteller unterschiedliche Tabake, weil sie eine

bestimmte Geschmacks Mischung erzielen wollen. Der eine bringt Aroma, der zweite Fülle, ein anderer das Umblatt und noch einer das Deckblatt. Nicht so bei der hier (tippt mit dem Finger an die Zigarre).

Der Name ist aber Etikettenschwindel. Fermentiert wird in der Pfalz, gerollt in Hessen.

Der Tabak kommt aus der Ortenau, das ist entscheidend.

Gibt es in Neuried noch jemanden, der Zigarren rollt?

Nein. Ich erinnere mich an die Zeit nach dem Krieg, ich war ein kleiner Bub, da ist der Großvater in den Schuppen gestiegen, hat ein Blatt geholt, es eingewickelt und angezündet. Oder unser Russe damals, Iwan, der hat den Tabak im Zeitungspapier geraucht. Aber das macht man heute nicht mehr. Die Tabake müssen veredelt werden, unbehandelt sind sie viel zu scharf. Die Menschen sind nicht mehr so robust wie damals.

Die Fragen stellte David Krenz.



Zur Person:

Ganz wichtig, sagt Alex Kopf, vor dem Anzünden einer Zigarre ist das Anfeuchten des Zigarrenendes. Früher qualmte Kopf, der bis zum Dezember 2010 25 Jahre Vorsitzender der baden-württembergischen Tabakpflanzer war und dafür die Staatsmedaille in Gold des Landes Baden-Württemberg bekam, täglich 30 Zigaretten. Heute raucht er nur noch selten, seiner Frau zuliebe. Alex Kopf ist Tabakbauer in vierter Generation und beackert noch eine „Rentnerfläche“. Nach so vielen Jahren im Tabakgeschäft kann er „nicht nur zuschauen“, wie er sagt. In seinem Schuppen trocknen Blätter der Sorte Geudertheimer. Ein Teil davon wandert in die Ortenau-Zigarre, die es seit 2009 gibt. Zu bekommen ist sie in den Rathäusern von Altenheim und Ichenheim sowie bei Zigarren Baumert in Kehl.

DIE AUTOREN



SUSANNE FASCHINGBAUER
Europastudien in Eichstätt (Master of Arts), nach Volontariat jetzt Redakteurin bei der „Mittelbayerischen Zeitung“ in Regensburg.
susanne.faschingbauer@halbzehn.net



HOLGER FRÖHLICH
Studierte Rhetorik und Vergleichende Religionswissenschaft in Tübingen.
holger.froehlich@halbzehn.net



ESTHER GÖBEL
Winzertochter von der Mosel. Nach dem Biologie-Studium freie Autorin für „Zeit Campus“.
esther.goebel@halbzehn.net



DAVID WEYAND
Politikwissenschaftler, lebt als freier Journalist in Berlin.
david.weyand@halbzehn.net



HANNI HEINRICH
In Merseburg geboren. Reporterin beim „Hamburger Abendblatt“.
hanni.heinrich@halbzehn.net



DAVID KRENZ
Diplom-Journalist, lebt als freier Autor in Berlin.
david.krenz@halbzehn.net



JONAS NONNENMANN
Studierte Philosophie und Englisch, lebt als freier Journalist in Reutlingen.
jonas.nonnenmann@halbzehn.net



JANET SCHÖNFELD
Studierte Wirtschaftswissenschaften, freie Journalistin in Leipzig.
janet.schoenfeld@halbzehn.net



JULIUS SCHOPHOFF
Großhandelskaufmann, danach Werbetexter in Hamburg. Lebt als freier Journalist in Regensburg.
julius.schophoff@halbzehn.net



ANNA HUNGER
Studierte Kulturwissenschaft und Kunstgeschichte, freie „Stern“-Autorin.
anna.hunger@halbzehn.net

IMPRESSUM

REPORTER REISEN

Ortenau_Schwarzwald_Strasbourg ist ein Projekt der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl. Die Autoren sind Teilnehmer des 6. Lehrgangs.

Herausgeber
Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl
Spendhausstraße 6, 72764 Reutlingen
www.reportageschule.de
Geschäftsführer Dr. Ulrich Bausch

Chefredakteur
Philipp Maußhardt

Autoren
Susanne Faschingbauer, Holger Fröhlich, Esther Göbel, David Weyand, Hanni Heinrich, David Krenz, Jonas Nonnenmann, Janet Schönfeld, Julius Schophoff, Anna Hunger

Layout/Bildbearbeitung/Herstellung
Kalisch + Partner Werbeagentur, Offenburg

Art Direktion
Alexandra Engelhard

Imprimatur
Reinhard Klein

Fotografen und Bildnachweise
Eric Vazzoler, Michael Bode, Karl Schlessmann, Dominik Fehringer, Duravit, Vogtsbauernhof, Doll, Tesa, Herrenknecht, Hubert Burda Media, Koehler Paper Group, Hofstetten, Schwarzwald Tourismus, Peterstaler Mineralquellen, David Weyand, Ottenhöfen, Axel Bengsch (Karten), Ritter Durbach, mh, Gerardo Carriero, WRO, Théâtre de la Couc, Arivari/Fotalia, Aaron Zimmermann, Manfred Delpho, Echtele, E-Werk Mittelbaden, Gengenbach, Yves Noir, Oliver Rath, Siebenpfeiffer-Stiftung, Julia Gruda, Thomas Di Paolo (Titel)

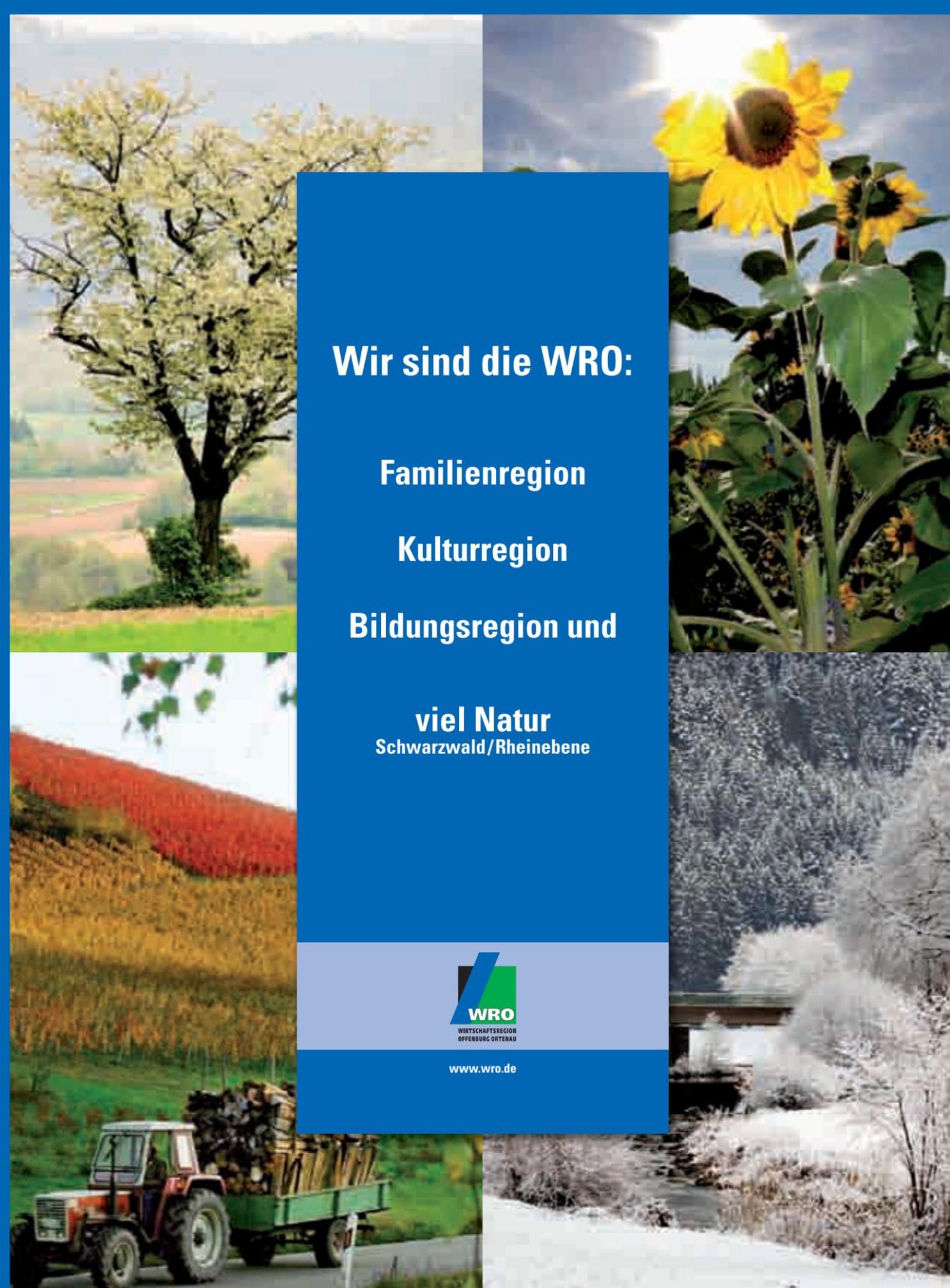
Vertrieb
Partner Medienservice
Stefan Hartmaier
Telefon 07121 960710
hartmaier@artur-magazin.de

ISBN : 978-3-927704-25-1

Druck
Druckhaus Kaufmann, Lahr

Dank
Ein besonderer Dank geht an die Unternehmen, die das Zustandekommen des Projekts mit einer Anzeige unterstützt haben, sowie den Aufsichtsrat und den Wirtschaftsbeirat der Wirtschaftsregion Offenburg/Ortenau

Ein Projekt in Kooperation mit der



Wir sind die WRO:

Familienregion

Kulturregion

Bildungsregion und

viel Natur
Schwarzwald/Rheinebene



www.wro.de

Ihr schnellster Kontakt
zur WRO:



**typisch
Schwarzwald**

SCHWARZWÄLDER
FREILICHTMUSEUM

VOGTSBAUERNHOF

Kinder!
Viele tolle Veranstaltungen
für die ganze Familie.

www.vogtsbauernhof.org

Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof
77793 Gutach (Schwarzwaldbahn) · Telefon 0049 (0) 7831 / 93 56 0 · info@vogtsbauernhof.org
Direkt an der B33 zwischen Hausach und Gutach.

Öffnungszeiten: Ende März bis Anfang November täglich von 9 bis 18 Uhr (letzter Einlass 17 Uhr)
im August täglich von 9 bis 19 Uhr (letzter Einlass 18 Uhr)



Porsche empfiehlt **Mobil** 

Mehr unter www.porsche.de oder Tel. 01805 356 - 911, Fax - 912 (Festnetzpreis 14 ct/min; Mobilfunkpreise max. 42 ct/min).

**Schön, wenn man am Ende des Tages
den Kopf noch fürs Wesentliche frei hat.**

Der Boxster und das 911 Cabriolet.

Wesentlich: das optionale Porsche Doppelkupplungsgetriebe (PDK).

2 Getriebe. 2 Kupplungen. 7 Gänge. Das PDK mit Handschalt- und Automatikmodus ermöglicht extrem schnelle Schaltvorgänge ohne Zugkraftunterbrechung.

Für deutlich verbesserte Beschleunigungswerte und reduzierten Verbrauch.

Das Prinzip dahinter? Bewährt: Porsche Intelligent Performance.

**PORSCHE
INTELLIGENT
PERFORMANCE**



PORSCHE